

Universität Bielefeld  
Fakultät Pädagogik



# Was heißt hier eigentlich Subjekt?

Poststrukturalistische Subjektkritik als Ansatz einer dekonstruktiven Pädagogik  

---

Diplomarbeit

Prüferin: Melanie Plößer  
Zweitprüfer: Paul Mecheril

Britta Hoffarth

Bielefeld im Januar 2002

## Inhalt

<b>Mädchen-Sein &amp; -Werden? – Eine Einleitung .....</b>	<b>4</b>
<b>1. Poststrukturalismus .....</b>	<b>7</b>
1.1 Poststrukturalismus .....	8
1.2 Die Herkunft des Poststrukturalismus – der Strukturalismus .....	10
1.3 De Saussure und die Zeichen .....	10
1.4 Lévi-Strauss und der Nullwert .....	12
1.5 Post-Strukturalismus: Derrida und die Dekonstruktion .....	12
1.6 Foucault und die Dezentrierung von Macht .....	17
1.6.1 Methoden und Themen .....	19
1.6.2 Diskurstheorie .....	21
1.6.3 Die Regeln des Diskurses .....	22
Ausschlussmechanismen – die Kontrolle des Diskurses .....	22
Dispositiv .....	24
Diskursanalyse .....	24
1.6.4 Wahrheitsrelativismus .....	25
1.6.5 Ein poststrukturalistisches Machtverständnis .....	27
1.7 Das poststrukturalistische Subjekt .....	29
1.8 Subjektivierung .....	32
1.9 Zusammenfassung: Dynamik des Subjekts .....	34
<b>2. Sozialisationstheorie .....</b>	<b>35</b>
2.1 Sozialisationskonzepte und Geschlecht .....	36
2.2 Eine kleine Geschichte der Sozialisationstheorie .....	37
2.3 Sozialisation als Prozess .....	39
2.3.1 Sozialisationsinstanzen .....	41
2.3.2 Das Konzept der Aneignung .....	42
2.4 Geschlechtsspezifische Sozialisation .....	44
2.4.1 Das Erlernen von Geschlecht .....	47
2.4.2 Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung .....	48
2.4.3 Die Aneignung der „Grammatik von Geschlecht“ .....	50
2.4.4 Körpersozialisation .....	52
2.4.5 Emotionale Sozialisation .....	54
2.5 Sozialisationstheoretische Begriffskonzepte .....	55
2.5.1 Persönlichkeit .....	55
2.5.2 Das Subjekt der Sozialisationstheorie .....	57
2.5.3 Individuum und Gesellschaft .....	60
2.6 Theorie geschlechtsbezogener Pädagogik .....	62
2.7 Zusammenfassung: Begriffe der Theorie .....	65
<b>3. Kritik des Subjekts .....</b>	<b>67</b>
3.1 Das Subjekt der Sozialisationstheorie .....	67
3.2 Das Subjekt als Dogma .....	73
3.3 Dialogische Subjektivität .....	76
3.4 Zusammenfassung: Wiederholung als Sollbruchstelle der Kohärenz .....	80

---

<b>4. Widerstand gegen das Gesetz.....</b>	<b>82</b>
4.1 Grundbegriffe .....	84
4.1.1 Macht und Subjektivierung .....	85
4.1.2 Die diskursive Konstruktion des ‚Außen‘ .....	88
4.1.3 Repräsentation .....	89
4.2 Differenztheorie und Dekonstruktion: Das Unbehagen der Geschlechter .....	91
4.3 Die Materialisierung der regulierenden Norm – Körper von Gewicht.....	94
4.4 Die konstitutive Macht der Anrufung – Hass spricht.....	97
4.5 Performativität, Handlungsfähigkeit und Subversion .....	98
4.6 Zusammenfassung: Die Möglichkeit des Widerstands .....	101
<b>5. Dekonstruktive Pädagogik.....</b>	<b>105</b>
5.1 Handlungsfähigkeit .....	106
5.2 Geschlechtsbezogene Jugendarbeit .....	108
5.3 Ansätze einer differenzsensiblen Pädagogik.....	109
<b>Literatur .....</b>	<b>Fehler! Textmarke nicht definiert.</b>

## **Mädchen-Sein & -Werden? – Eine Einleitung**

Das ursprüngliche Anliegen dieser Arbeit lag darin, die Praxis der Sozialisationstheorie näher zu untersuchen, mit der sie das bezeichnete, was in einer westeuropäischen, deutschsprachigen Gesellschaft unter dem Begriff ‚Mädchen‘ verstanden wird.

Meine Prämisse sah so aus: Die Bezeichnung dessen, was ein Mädchen sei, von der Sozialisationstheorie formuliert und von den Erziehungswissenschaften in einen praktischen Rahmen übersetzt, hat entscheidenden Einfluss darauf, dass aus einer Person, wobei der Begriff hier als eine semantische Leerstelle verstanden werden sollte, ein Mädchen wird.

Diese Idee steht in einer auf poststrukturalistische sowie sozialkonstruktivistische Prinzipien zurückgehenden Denktraditionen.

Im Laufe der Arbeit stellte sich heraus, dass eine Verortung einer Bezeichnungspraxis nicht einfach zu verfolgen wäre, sondern einen Umweg erforderte, der sich weniger mit dem Begriff des Mädchens im besonderen befasste, sondern sehr viel grundlegender mit der sozialisationstheoretischen Konzeption des Subjektbegriffs. Denn in der theoretischen Auseinandersetzung mit der Frage ‚wie wird eigentlich ein Mädchen?‘ - und ‚wird es gemacht?‘ oder ‚wird eine einfach dazu?‘- wurde sehr schnell deutlich, dass sich dort verschiedene sozialwissenschaftliche Ideen, pädagogische Handlungsziele und philosophische Betrachtungen von Geschlecht, Macht und Gesellschaft in einem komplizierten Knotenpunkt berühren. Es handelt sich hier um eine Verknüpfung von Ideologie, Normativität, Geschichte und Bedeutung, die für eine Analyse der Mädchenwerdens ein inhaltliches wie auch ein strukturelles Problem darstellt. Inhaltlich ist es insofern mit dem Mädchenwerden verknüpft, als genau durch dieses Polygon an Grundsätzen die Komplexität der Machtverhältnisse, unter denen Mädchen dazu werden, was als Mädchen bezeichnet wird, verkörpert wird. Strukturell erschweren genau diese Machtverhältnisse ihre eigene Analyse.

In meinem Interesse liegt es nun, im Rahmen dieser Arbeit auf eine ganz bestimmte Dimension des Mädchen-Werdens einzugehen. Meine Aufmerksamkeit gilt der pädagogischen Haltung, genauer: einer geschlechtsspezifisch orientierten Handlungsperspektive pädagogischer Praxis.

Geschlecht, Identität und Subjektwerdung sind die Themen, um die sich die Frage, was ein Mädchen denn eigentlich ausmacht, dreht. Die Frage ist notwendig eine Infragestellung dessen, was eine geschlechtlich definierte Subjektivität bedeutet. Sie ist nicht einfach eine

Frage, sondern impliziert je nach Kontext verschiedene Formen der Konstruktivität und Dekonstruktivität von Identitäten.

Die Grundannahmen, aus denen heraus ich meine Fragen stelle, liegen zum Teil in der Vermutung, dass eine Bezeichnungspraxis der Sozialwissenschaften, im speziellen der Erziehungswissenschaft, in der Lage ist, gesellschaftliche Realität zu schaffen, also Geschlecht und Identität durch Bezeichnung zu konstruieren. Da aber Bezeichnung – und auch Konstruktion von Strukturen - ein reeller Auftrag von Wissenschaften ist, ist meine Aussage nicht die, Bezeichnung als unrichtig darzustellen, sondern als ambivalent und Analyse und Reflexion als notwendig zu markieren, um der Machtwirkung wissenschaftlicher Aussagen bewusst zu machen. Somit gehört zu meinen Grundannahmen auch diese, dass Reflexion von Zuständen, Einstellungen und Zielen ein wichtiges Axiom pädagogischer Professionalität darstellt, da es hierbei immer um eine Verflechtung von Person, persönlichem Weltbild und gesellschaftlicher Normativität geht.

Geschlecht stellt für mich eine soziale Kategorie dar, die alltagsweltlich und biographisch entscheidenden Einfluss hat; dies allerdings nicht in Form biologischen Schicksals, sondern als eine gesellschaftliche Herstellung von Geschlecht durch Bezeichnung. Insofern, als Geschlecht auf Erlernen und Inszenierung von Hierarchien basiert, ist es also nichts Unveränderliches.

Die Konstruktion eines Subjekts, dass sich in seiner Gesellschaft frei bewegen, unabhängig handeln und autonom entscheiden kann, stellte sich bei näherer Betrachtung als eine moderne Illusion heraus, die nichtsdestotrotz in den Sozialwissenschaften eine gewisse Glaubwürdigkeit innehat. Die Kritik am modernen Subjektbild erschwert es, dem Subjekt die Kompetenz der Handlungsfähigkeit nicht abzusprechen. Dennoch will ich versuchen, mit Hilfe poststrukturalistischer feministischer Theorie ein Subjekt zu entwerfen, das innerhalb seiner es konstituierenden Diskurse handlungsfähig bleibt.

Die an poststrukturalistischen Thesen orientierte Haltung, die ich einnehme, eröffnet mir einen speziellen Zugang zur Thematik. Ich sehe die Infragestellung, die Kritik am Gebrauch der Kategorie Geschlecht auch im Rahmen einer geschlechtsspezifischen Pädagogik und eine grundsätzliche Reflexion selbstverständlich gewordener Leitgedanken der Mädchenpädagogik als eine Methode an, die Bedeutung gesellschaftlicher Kategorien verschieben zu können. Die Kritik an Modellen der Pädagogik, hier genauer: am Modell der Mädchenarbeit, impliziert eine Beobachtung ihrer erkenntnistheoretischen Konzeptionen. Meines Erachtens steht die Hypothese dessen, was das Subjekt der geschlechtsspezifischen Pädagogik ist, im Zentrum

eines sozialwissenschaftlichen Grundrisses pädagogischer Handlungsfähigkeit. Es geht mir im Folgenden darum, den Subjektentwurf einer auf neueren Sozialisationstheorien beruhenden Pädagogik genauer zu betrachten.

Unter Berufung auf einen poststrukturalistischen Standpunkt bedeutet dies, das sozialisationstheoretische Subjektkonzept auf seinen Ursprung und seine Funktion hin zu untersuchen und in ein Verhältnis zum poststrukturalistischen Entwurf eines näher zu erläuternden dezentralen Subjekts zu setzen. Dieser Entwurf soll die Entwicklung eines differenzierten Blicks auf die geschlechtsspezifische Pädagogik ermöglichen, der Kritik genauso zulassen wie er die Ausbildung einer zukunftsorientierten und sensiblen Jugendarbeit in Aussicht stellen kann.

Im Sinne Zimas (Zima, 2000, S.IX) ist das Ziel dieser Arbeit nicht, den Zustand des Erkennens, das „das Wesen hinter den Erscheinungen sichtbar“ machen soll, zu erlangen. Das widerspräche dem Konzept poststrukturalistischer Kritik selbst. Ziel soll sein, in der Auseinandersetzung mit dem Begriff des Subjekts, dem Phänomen wissenschaftlicher Theorie und der pädagogischen Praxis verschiedene – zunächst theoretische und konzeptionelle - Türen zu öffnen, die einen flexiblen und dialogischen Subjektentwurf autorisieren sollen.

Die Fragestellung, mit der sich diese Arbeit beschäftigen möchte, lautet demnach: Wie konstituiert sich das Subjekt innerhalb pädagogischer Prinzipien und welche Bedeutung hat dies für geschlechtsspezifische Jugendarbeit?

Im ersten Teil der Arbeit werde ich mich mit den grundsätzlichen Ideen des Poststrukturalismus befassen, um meine Grundhaltung, die ich im Rahmen dieser Arbeit in Bezug auf Subjektkonzeptionen einnehme, so genau wie möglich zu erklären. Poststrukturalistische Theorien stellen sich für das Unterfangen, die Aussagen der Sozialisationstheorie und ihre Kernbegriffe kritisch zu betrachten, als sehr nützlich dar. Verschieden Autoren und Autorinnen poststrukturalistische einzuordnender Denkart entwarfen vielfältige Konzepte kritischer Perspektiven auf (wissenschaftliche) Diskurse, Konstruiertheit von Wirklichkeit, Wahrheits- Hierarchieerscheinungen. Ich werde ein dem Rahmen dieser Arbeit entsprechend unangemessen grobes Bild der Philosophie des Poststrukturalismus zeichnen, indem ich auch hier die für meine Fragestellung wichtigsten Kernthesen vorstelle. Im wesentlichen gilt mein Interesse den Arbeiten Jaques Derridas und Michel Foucaults.

Dieses Kapitel soll die Kernthesen meiner Einstellung darlegen und das Werkzeug liefern, um die Theorie der Sozialisationsforschung kritisch zu widmen.

Im zweiten Kapitel möchte ich versuchen, der Leserin ein Bild von den Sozialisationstheorien zu schaffen, das es ermöglichen soll, nachzuvollziehen, welcher geschichtliche und politische Ursprung ihren Konzepte innewohnt.

Im ersten Kapitel werde ich daher die Geschichte dieser Theorie erzählen und ihre zentralen Thesen und Begriffe näher erläutern. Im Kern dieses Kapitels geht es um die geschlechtsspezifische Sozialisation, die selbst als Teil einer kritischen Perspektivität auf die klassische Sozialisationstheorie gilt.

Im anschließenden Kapitel möchte ich eine Brücke schlagen zwischen den Theorien Foucaults und dem feministischen Poststrukturalismus, der die Ideen Foucaults auf feministische Grundsätze anwandte, weiterentwickelte, mit eigenen Ideen in Verbindung brachte. Im Fokus meiner Überlegungen steht hier das Element der Kritik, das bei Foucault wie auch von Beginn an im feministischen Kontext konstitutive Bedeutung hatte. Die Kritik selbst richtet sich auf den Subjektbegriff der Sozialisationstheorie, dessen Grundgedanke sich von wesentlichem Belang für die sozialisationstheoretische Zielsetzung herausstellen wird.

Das Kapitel Nr.4 beschäftigt sich mit der Entwicklung eines Widerstandskonzepts auf der Basis der Theorien Judith Butlers. Ich werde mich hier genauer damit beschäftigen, welches Konzept von Subjekt sie (für die feministische Fragestellung) entwickelt und welche Widerständigkeit sie diesem Subjekt zuspricht.

In einem abschließenden Kapitel werde ich zusammenfassend die Aussagen der einzelnen Teile der Arbeit noch einmal vorstellen und versuchen, ein für die Sozialisationstheorie und pädagogisches Handeln fruchtbares Subjektkonzept vorzuschlagen, nach dem Widerstand, Handlungsfähigkeit und Autonomie als Begriffe erklärt, diskutiert und für ein solches Konzept als brauchbar oder unbrauchbar definiert wurden.

## **1. Poststrukturalismus**

Wissenschaft kann keine objektive Perspektive einnehmen. Sie hat immer normative Vorgaben, wie selbst diese Aussage offenbart. Meiner Ansicht nach werden durch wissenschaftliche Aussagen politische Weltbilder transportiert. Daher ist es notwendig, den Ursprung des eigenen Blickwinkels zu reflektieren und transparent zu machen. Der Standpunkt, den ich in Bezug auf den sozialisationstheoretischen Subjektbegriff einnehme, ist stark geprägt durch eine Auseinandersetzung mit den Theorien des Poststrukturalismus,

insbesondere den Aussagen Derridas und Foucaults. Sie dienen mir in diesem Fall einer analytischen Kritik als Folien, vor denen ich die Konzeptionen der Sozialisationstheorie untersuchen möchte. Es handelt sich hierbei nicht um eine methodische Anwendung von Regeln, die der Poststrukturalismus in seiner Funktion als Theorie ableiten könnte. Eine poststrukturalistische Herangehensweise stellt sich mir weniger als Synthese von Wissen und Anwendung dar denn als eine bestimmte Haltung, als Umgehensweise maßgeblich mit wissenschaftlicher Praxis der Definition von Begriffen und damit Wirklichkeiten. Ich benutze die Ideen Derridas und Foucaults als Werkzeuge, die es mir ermöglichen sollen, den Subjektbegriff in seiner Geschichtlichkeit und politischen Dimension zu erkennen und seine Ausprägung im erziehungswissenschaftlichen Kontext sichtbar zu machen.

In diesem Kapitel werde ich zur genauen Verortung meiner Position und der Nachvollziehbarkeit der Fragestellung der Subjektproblematik die für uns interessanten Theoreme des Poststrukturalismus näher erläutern.

## 1.1 Poststrukturalismus

Es handelt sich beim Poststrukturalismus nicht um eine geradlinig zu illustrierende „Theorieschule“ (Stäheli, S.5). Das erschwert eine einheitliche Vorstellung einer ‚Theorie des Poststrukturalismus‘, der nicht nur thematisch, also aufgrund seiner Gegenstände, sondern auch in seiner Repräsentation durch unterschiedliche Personen und Denkmuster durch Dissens und Pluralität gekennzeichnet ist. Allerdings ist diese Feststellung, dass es sich bei ‚dem Poststrukturalismus‘ nicht um eine Theorie handelt, auch anders wahrgenommen worden. Beispielsweise stellt Weedon (Weedon, 1991, S.24) den Poststrukturalismus in ihrem Buch implizit als eine solche dar.

Es besteht folglich die Gefahr, dass Aussagen dieses Textes als allgemeingültige, d.h. nachweisliche oder beglaubigte, erscheinen können. Ein Eindruck, der vermieden werden soll, aber nicht hundertprozentig vermieden werden kann.

Poststrukturalistische Theoretikerinnen greifen nach dem Konzept, welches Stäheli vom Poststrukturalismus zeichnet, nicht auf eine zentrale Grundannahme zurück wie es z.T. andere geisteswissenschaftliche Theorien bzw. Theorieschulen zuwege bringen. Es handelt sich eher um eine interdisziplinäre Auseinandersetzung mit den strukturalistischen Theorien und deren Weiterentwicklung wie auch um eine Infragestellung klassischer bzw. moderner Konzepte.

Bei der Darstellung dessen, was poststrukturalistische Theorie ausmacht, gerät die Darstellung selbst leicht zu einem Widerspruch. Zu beschreiben, dass sich poststrukturalistische Ideen befassen mit der Auflösung, Verschiebung oder nur der Infragestellung von Struktur, setzt ungeachtet dieses Inhalts eine gewisse Strukturierung der Beschreibung selbst voraus. Es kann also geschehen, dass ich die Theorie schon allein dadurch in Zweifel ziehe, indem ich sie einer ihrer Basisannahmen beraube. Dies sollte nicht Anliegen dieses Textes sein.

Es können trotz grundsätzlich mangelndem gemeinsamen Theoriebodens einige zentrale Leitgedanken genannt werden, die überhaupt eine Positionierung der sich ihnen anschließenden Ideen im Rahmen einer ‚Denkrichtung Poststrukturalismus‘ ermöglichen.

Der Poststrukturalismus beschäftigt sich zentral mit „Sinnbrüchen“ (Stäheli, S.7), das heißt, sein Augenmerk gilt den Ungereimtheiten theoretischen Denkens, den Leerstellen und Fragezeichen wissenschaftlicher Aussagen. Solche Brüche entstehen oder werden erzeugt durch Dekontextualisierung von Gegenständen oder Einzelelementen. Das kann auf unterschiedliche Arten geschehen und hängt vom theoretischen Bereich ab, in dem diese Diskussion stattfindet, ob nun beispielsweise in der Literatur oder in feministischen Kontexten. Bei der Dekontextualisierung kann es sich um ein poststrukturalistisches, aber auch um ein innerhalb einer Struktur vorhandenes Mittel der Isolation einzelner Objekte handeln. Im Mittelpunkt des Interesses steht dabei die Irritation, die durch Sinnbrüche ausgelöst wird und die Mechanismen, mit denen die versetzenden Übertragungen arbeiten. Die üblicherweise in Theorien vermiedenen Schwierigkeiten wie Irritation, die für die konventionelle Art der Theoriebildung als Mangel an Transparenz interpretiert werden kann, Scheitern oder Dissens, die eher als hinderlich in hermeneutischen Erkenntnis- und Lösungsfindungsprozessen wahrgenommen werden, bedeuten für eine poststrukturalistische Idee fruchtbaren Boden der Neuentwicklung von Perspektiven auf unterschiedliche Problematiken. Gemeinsam ist den unterschiedlichen Richtungen eine Skepsis an (gesellschaftlichen oder sozialen) Strukturen bzw. an ihrer vorgeblichen Selbstverständlichkeit. Aus dieser Skepsis entsteht das Bedürfnis, die Strukturen zu hinterfragen, die Muster, in denen sie sich veräußern zu analysieren und ihre Funktionen offen zu legen. Stäheli identifiziert die Poststrukturalistinnen als „Parasiten“ (ebd.), die, anstatt ähnlich anderen Theorien systemerhaltend Wirklichkeit zu stabilisieren und in sich

„geschlossene Gegenstände“ zu reproduzieren, nun das Scheitern ihrer Definition diagnostizieren.

Die Essenzen poststrukturalistischer Theorien gehen zurück auf eine postmoderne Auseinandersetzung mit den Aussagen des Strukturalismus.

## **1.2 Die Herkunft des Poststrukturalismus – der Strukturalismus**

Um die Grundlagen der Annahmen Foucaults verständlich zu machen, werden vorab ihre theoretischen Ursprünge näher erläutert. In den Kontexten sprachwissenschaftlicher Theorie entwickelte der Schweizer Linguist Ferdinand de Saussure eine Strukturanalyse, die als Ausgangspunkt strukturalistischer wie auch poststrukturalistischer Betrachtungsweise eingeordnet wird. Die linguistische Betrachtung von Zeichen und Bedeutung gewinnen für mein Ziel der Untersuchung sozialer Subjektentwürfe insofern an Gewicht, als sie sich mit Zuschreibung als der Konstruktion von Bedeutung und gleichzeitig mit der identifikatorischen Rolle der Differenz beschäftigen.

## **1.3 De Saussure und die Zeichen**

Saussure entwickelt im Zusammenhang linguistischer Grundsatzüberlegungen eine Zeichentheorie: die Semiologie (vgl. Raab, S.10). Eine seiner grundsätzlichen Thesen ist, dass Sprache sich nicht wie ein Spiegel der gesellschaftlichen Realität verhält, sondern diese erst erschafft (Gerhard, S. 71). Für Saussure stellt Sprache sich dar als ein „abstraktes System von Zeichenketten“ (ebd.). Die zwei wesentlichen Ebenen, auf denen Sprache geschieht, ist einerseits die des Signifikanten, dem Laut- oder Schriftbild, und andererseits die des Signifikats, des Bezeichneten, welches Gerhard auch als „Bedeutung“ (ebd.) versteht. Signifikant und Signifikat stehen zunächst in keiner kausalen Verbindung zueinander. Das Zeichen ist nicht zugleich Zeichen und Repräsentant des Dinges, welches es bezeichnet (vgl. Raab, S.10). Also „verbindet das Zeichen nicht ein Ding und einen Namen, sondern eine

Vorstellung und ein Lautbild“ (ebd.). Das Wort wird zum Verweis auf ein bestimmtes, gesellschaftlich determiniertes Konzept (vgl. Stäheli, S. 17).

Die Bedeutung eines Zeichens ist dem Zeichen nicht implizit, sie wird ihm erst von außen verliehen. Es besteht eine Abhängigkeit vom Kontext des Zeichens, der die Bedeutung bedingt. Die Verbindung von Laut und Gegenstand ist eine willkürliche. Die Bedeutung, die dem Gegenstand zugeschrieben wird ist eine „gesellschaftliche und geschichtliche Größe“ (ebd.), das heißt, welche Bedeutung ein Gegenstand tatsächlich bekommt, hängt von gesellschaftlichen Übereinkünften ab.

Damit das Zeichen seine Leistung des Bezeichnens erfüllen kann, benötigt es Exaktheit. Die erlangt es nur, wenn es Grenzen erhält, wenn es sich abgrenzt von anderen Zeichen.

Das heißt: die Bedeutung des Zeichens selbst „ergibt sich aus seiner Verschiedenheit zu allen anderen Zeichen in der Sprachkette“ (Gerhard, S. 72). Es ist „differentiell bestimmt“ (Raab, S.11). Saussure definiert demnach Sprache als ein System (ebd.), dessen einzelnen Bestandteile durch Abhängigkeit und Ausschlussmechanismen miteinander verbunden sind.

Im Gegensatz zum Sprachgebrauch selbst, den Saussure als *la parole* bezeichnet, nennt er das System der Sprache *la langue* (Raab, S.12). Die Existenz und Kenntnis des Systems ist die notwendige Voraussetzung für den Sprachgebrauch. Begreifen wir Sprache als eine Ordnung, so gehen wir gleichzeitig davon aus, dass Sprachgebrauch, also die Nutzung der sprachlichen Codes, sich innerhalb festgelegter Gesetzmäßigkeiten bewegt. Das Subjekt erkennt und artikuliert sich nur im Rahmen des vorhandenen Sprachsystems. Sprache ist demnach nicht einfach Spiegel oder Transportmittel (ebd.), sondern eine „gesellschaftliche Institution“ (Raab, S12).

Stäheli fasst Saussures Aussage in drei Grundprinzipien (Stäheli, S.19) zusammen:

1. Die Definition von Sprache als Differenzsystem, die Identifikation von Zeichen als relational
2. Der Zusammenhang zwischen Signifikant und Signifikat als beliebig markiert
3. Die Unterscheidung von *la langue*, dem Sprachsystem, und *la parole*, dem Sprechakt, wobei die Regelstrukturen des Sprachsystems den Sprechakt prägen

Auf diesen Ausführungen linguistischer Grundannahmen basiert eine weiterführende, sich an soziologischen Aspekten orientierende Theorie Lévi-Strauss’.

#### 1.4 Lévi-Strauss und der Nullwert

Lévi-Strauss geht davon aus, dass sich die Annahmen über die Struktur der Sprache übertragen lassen auf die des sozialen Lebens einer Gesellschaft (Raab, S.12). Die Vermutung ist diese, dass die „Gesamtheit aller menschlichen Zeichensysteme funktioniert nach dem universellen System der de Saussureschen *la langue*. Bedeutend war für Lévi-Strauss an dieser Stelle die Relativität einzelner Elemente eines Systems: keines davon lässt sich isolieren und behält gleichzeitig seinen Wert bei. „Nicht die Identität einzelner Elemente interessiert, sondern die Differenz zwischen ihnen, welche erst ermöglicht, dass Identität entsteht.“ (Stäheli, S.20)

Hier lassen sich also die Annahmen der Linguistik übertragen auf die Sozialwissenschaften. Genau wie Worte erst innerhalb eines Satzes und eines Gesetzes der Sprache Sinn vermitteln können, so erlangen „Tätigkeiten und Handlungen einer Gesellschaft, mit den kulturellen und intellektuellen Prozessen, durch die diese Gesellschaft ihr Selbstverständnis artikuliert“ (Raab, S.13), erst ihren Sinn durch ihr Vorkommen in einem Netz von Tätigkeiten und Handlungen. Bei Lévi-Strauss ist ein zentraler Punkt seiner Theorie die Existenz einer Leerstelle, die eine Positionierung alles Bedeutenden erst ermöglicht (Stäheli, S.21). Lévi-Strauss nennt sie den Nullwert. Ein Wort beispielsweise, das immer und überall jede Bedeutung annehmen kann, lässt erst Bezeichnungen zu, die konkrete Signifikate vertreten können. Als solches strukturierendes Element sieht Lévi-Strauss auch das Unterbewusstsein. Nicht bewusste Grenzsetzungen bestimmen Sinn, sondern unbewusste Regeln bestimmen die Struktur des sozialen Lebens.

#### 1.5 Post-Strukturalismus: Derrida und die Dekonstruktion

Ende der 60er Jahre beginnt eine kritische Auseinandersetzung mit den Theorien des Strukturalismus.

Es entsteht vor dem Hintergrund politischer Bewegungen das Bedürfnis nach einer Theorie, die in der Lage ist, die Struktur der Macht und die Mechanismen einer Gesellschaft analysieren zu können. Diese Forderung kann der Strukturalismus selbst nicht erfüllen. Er wird kritisiert als Repräsentant „transkultureller, ahistorischer, abstrakter Gesetze“ (Raab,

S.14), deren Funktion er darin definiert, gesellschaftliche Wandel oder Phänomene zu strukturieren. Diese Erklärungsansätze werden nun nicht mehr als befriedigend angesehen.

Wo der Strukturalismus der Ansicht ist, das, was sich in einer Struktur verändere, seien sind die Bedeutungen und Zuschreibungen, während die Ordnung, das System selbst bestehen bleibe, dort geht der Poststrukturalismus davon aus, dass die Struktur an sich niemals wirklich geschlossen und begrenzt, sondern dauerhaften und ständigen Übertragungen ausgesetzt ist.

In diesem Punkt zeigt sich die einzige, aber elementare Gegensätzlichkeit der beiden Denkrichtungen. Der Poststrukturalismus betont die Diskontinuität der Struktur, nicht ihre Geschlossenheit, wie sie der Strukturalismus interpretiert.

Doch selbst in der „Radikalisierung“ und „Pluralisierung“ des Strukturbegriffes (vgl. Raab, S.14) finden sich weiterhin strukturalistische Ideen wieder. Saussures Linguistik wie auch Lévi-Strauss Vermittlung zwischen Linguistik und Soziologie dienen auch im Folgenden als Ausgangspunkte weiterführender Ideen. Sprache als ein kompliziertes Instrument der Realitätskonstruktion bleibt zwingend ein zentrales Thema. Für die Definition eines Subjektbegriffs im Poststrukturalismus bedeutet dies, dass sich eine „Positionierung des Subjekts“ (ebd.) durch ein wie Sprache geregeltes System aus Zeichen festlegt.

Wie schon zu Beginn erwähnt, handelt es sich beim Poststrukturalismus um eine Ansammlung verschiedener Ansätze, die in unterschiedlichen Disziplinen und methodischen Umsetzungen ihre Anwendung finden.

Es ist nicht möglich, im Rahmen einer Diplomarbeit auf sämtliche Ausprägungen poststrukturalistischer Ideen einzugehen.

Um daher ein zumindest ausreichendes Bild des Poststrukturalismus zu zeichnen, wird kurz auf seine einflussreichsten Vertreter eingegangen.

Derrida konzipiert Saussures Zeichenmodell von Signifikant und Signifikat weiter. In seinen Augen befindet sich Bedeutung in einem anhaltenden Prozess von Interpretation, Umdeutung, Veränderung (Raab, S.15). Wo Saussure noch einen Fixpunkt sah, nämlich in der Position des Zeichens und seiner Bedeutung innerhalb eines Systems, wobei einem Zeichen buchstäblich eine Bedeutung zugeordnet war, nimmt Derrida nun eine Vielzahl von Bedeutungen, Verschiebungen und Möglichkeiten wahr.

Die Willkür, mit der Signifikant und Signifikat von Beginn der Theorie an verbunden wurden, erhält nun den letzten Schliff: genauso wenig wie der Verweis auf ein Konzept den Regeln der Logik unterworfen ist, ist auch das Konzept ein in sich ruhendes, determiniertes.

Wir bewegen uns nun argumentativ auf ein Sprachsystem zu, welches sich offenbart in einem ständigen Abhängigkeitsverhältnis von gesellschaftlichen Machtverhältnissen (Gerhard, S.73). Durch sie werden Bedeutungen erst zu hinter Begriffen stehenden Konzepten, die generell verständlich sind.

Das bedeutet für Derrida nun, dass „Sprache sich ihre eigenen Objekte schafft“ (Gerhard, S.72). Bedeutungen sind, wie schon Saussure erkannte, nicht den Dingen innewohnend, sondern soziale Konstruktionen. Derrida erweitert dieses Sprachkonzept eher formell: er behauptet, dass „vor oder außerhalb der Sprache [...] keine Bedeutungen“ existieren. Die Artikulation der Dinge sind immer schon auch „Repräsentationen innerhalb einer bestimmten symbolischen Ordnung“ (ebd.).

Diese Entwürfe stellen den Ausgangspunkt für Derridas Überlegungen zur Dekonstruktion. In seiner Kritik des „abendländischen Wissenschaftsdiskurses“ (Raab, S.15) beanstandet er, dass die Denksysteme, auf denen der Diskurs ruhe, kulturell bedingt auf eine „binäre und hierarchische“ (ebd.) Beschaffenheit zurückgehen. Derrida interessiert sich nun für den Aufbruch dieser Hierarchie und das Auflösen einander adversativ zugeordneter Begriffspaare.

Seine Methodik stellt sich dar wie ein Spiel mit Begriffen und Strukturen (vgl. Stäheli, S.24), wobei die Metapher des Spiels hier auch das Verhalten der Bedeutungen der Begriffe selbst wieder aufgreift. Ein „dekonstruktiver Strukturbegriff“ ist nach Stäheli (ebd.) „keineswegs statisch“, „sondern macht unendlichen Austauschverhältnissen Platz“. Hier ist die Struktur selbst dem „Spiel der Differenzen“ (ebd.) ausgesetzt.

So stellt sich eine Struktur nicht mehr als ultimative Stütze dar, ist in sich instabil, sucht also nach Stabilität. Nach Derrida erlangt sie diese nur dadurch, dass sie sich selbst immer wieder wiederholt. Durch den ins Wanken gekommenen Glauben an eine überdauernde Beständigkeit der Struktur existiert auch keine Garantie mehr für eine „identische Wiederholung“ (ebd.). Die sich selbst reproduzierende Struktur wiederholt sich also ständig neu und nie vollkommen so, wie sie war.

In Anwendung auf eine Theorie des Diskurses konstruiert Derrida hier eine gleichzeitige Öffnung und Schließung desselben, zuerst, indem er den Diskurs als dem „Spiel von Differenzen“ (ebd.) ausgesetzt definiert, weiter allerdings als in der Struktur der Wiederholung begriffen, die Bewegung mit einschließt, aber Struktur voraussetzt.

Wie schon erwähnt greift Derrida in Bezugnahme auf den Diskurs auch Saussures Differenztheorie wieder auf. Er kreiert hierfür den Begriff der „différance“ (Gerhard, S.74). Die „Differenz zwischen Inhalt und Ausdruck“ (Raab, S.15) als einer klar gezogenen Grenze zwischen der Bedeutung einer Aussage und ihrer Form, verweist auf die Dynamik von Zuschreibungen und den „grundsätzlich offenen und prozesshaften Charakter von Bedeutungen“ (ebd.). Genau wie die Zeichen innerhalb eines Systems sich aufeinander beziehen und voneinander abgrenzen, verhalten sich die Gegenstände der Diskurse zueinander. Während der Diskurs ein Innen erschafft, grenzt er sich bzw. den inneren Gegenstand konstitutiv von einem Außen ab.

Das „fremde Andere“ funktioniert als „Negation all dessen, was die eigene [...] Identität ausmacht“ (Stäheli, S.25). Der Diskurs vereint an dieser Stelle das Innen ebenso wie das Außen in sich. Ein Existieren außerhalb des Diskurses ist nicht möglich.

Zusätzlich heißt es wie oben schon dargestellt in Derridas Bedeutungstheorie: „Die Bedeutung des Wortes ergibt sich aus seiner Beziehung zu anderen Worten, nicht aus seiner Beziehung zu Gegenständen“ (Gerhard, S.74). Diese Unterscheidungen zwischen den einzelnen Bedeutungen und somit den Gegenständen stellen sich für Derrida als historische Prozesse dar. Bei diesen Unterscheidungsprozessen handelt es sich um „Diskursprozesse“ (ebd.).

„Ein Diskurs bezeichnet eine Anzahl zueinander in Beziehung stehender Aussagen“ (ebd.). In dieser Form dient der Diskurs der gesellschaftlichen Sinnproduktion, indem Themen oder Gegenständen Bedeutungen und Legitimation verliehen werden. Diese Konstruktion von Bedeutung geschieht dadurch, dass einzelne Gegenstände in einem Gefüge von schon bedeutungsbeladenen Gegenständen in eine Relation zu diesen gesetzt werden.

So wie Bedeutung ständiger Bewegung unterliegt, ist auch der Diskurs kontextabhängig und seine Aussage beeinflusst durch seine Verwendung. Durch das in Frage stellen des Kontextes bzw. durch eine neue Positionierung von Aussage bzw. Diskurs entstehen neue Sinnzusammenhänge, die also vorhergegangene Bedeutungen als (im Sinne von Lévi-Strauss unbewusste) Konstruktionen entlarven.

In der Idee der *différance* findet sich also eine „Doppelstrategie von Verschiedenheit und Verschiebung“ (Gerhard, S.74), durch die Derridas Konzept der Dekonstruktion charakterisiert ist. Nach Gerhard bezeichnet die Dekonstruktion eher eine Einstellung als eine Methode. Es handelt sich um ein Konzept des Umgangs mit dem Existieren in Strukturen. Als Theorie benutzt die Dekonstruktion selbst auch Sprache, befindet sich selbst auch immer

innerhalb der Struktur aus Bedeutung. Derrida definiert „alles als Struktur, und alle Strukturalität ist ein unendliches Spiel von Differenzen“ (Gerhard, S.76).

Nachdem Lévi-Strauss Saussures systemische Zeichentheorie der Linguistik entfremdete, wendet sich Derrida nun wieder dem Text als Objekt der Dekonstruktion zu. Mit seiner Definition des Textes, die zulässt, alles als Text zu identifizieren und also als solchen zu behandeln (vgl. Gerhard, S.75), öffnet er anderen Disziplinen die Tür, die Strategie oder eher die Denkweise der Dekonstruktion anzuwenden auf andere Objekte.

Der Diskurs gilt also als Reproduzent und Reproduktion der Wirklichkeit.

In der ständigen Wiederholung des Diskurses liegen nun die Möglichkeiten der Verschiebung darin, die Wiederholung zu verunreinigen durch Zusätze, Sinnbrüche oder als „groteske Resignifizierung des Ausgeschlossenen“ (ebd.).

Nach Raab lassen sich die gemeinsamen Erkenntnisse der Poststrukturalisten auf drei wesentliche Punkte verdichten (Raab, S.16):

1. Neuformulierung einer Sprachtheorie, die weniger eine objektive Erkenntnistheorie in den Mittelpunkt stellt als gerade die Objektivität selbst in Frage. „Für poststrukturalistische Theoretiker ist die Bedeutung des Wortes nicht identisch mit dem, was es bezeichnet, und Sprache verweist nicht auf objektiv existierende Verhältnisse“ (ebd.). Interpretation ist ein konstruktiver Vorgang, der Sinn herstellt unter Berücksichtigung des Kontextes von Strukturen und Differenz.
2. Kritik am Geschichtsglauben der Moderne, der eine Auffassung von Geschichte darbietet, die basiert auf Stetigkeit und Fortschritt. Geschichte wird seit der Aufklärung als linear und homogen präsentiert, welches die Verschiedenartigkeit von Perspektiven auf Ereignisse negiert. Geschichte wird im Poststrukturalismus als fragmentiert und heterogen und in ihrer Darstellung und Beurteilung als kontextabhängig betrachtet
3. Der neuzeitliche Begriff der Subjekts, hinter dem sich das Konzept eines sich selbst und seines Wissens bewussten Subjekts verbirgt, wird in Frage gestellt. Die so geartete Subjektkategorie wird als soziale Konstruktion einer geschichtlichen Epoche entlarvt, die Allgemeingültigkeit anstrebt, aber dennoch verfehlt.

In den Theorien Foucaults finden sich diese Punkte zu den uns notwendigen ‚Werkzeugen‘ einer begrifflichen Analyse verdichtet.

## 1.6 Foucault und die Dezentrierung von Macht

Foucault befasst sich in seinen Schriften, die seit den 60er Jahren in den europäischen Geisteswissenschaften rezipiert werden, intensiv mit Fragen der kritischen Geschichtsschreibung, besonders mit der Analyse gesellschaftlicher Machtstrukturen und der Entwicklung eines poststrukturalistischen Subjektbegriffs.

Seine Ideen von Macht und Subjekt sind für die Fragestellung dieser Arbeit besonders relevant, da sie plastisch die Kritik am sozialisierungstheoretischen Subjektbild unterstützen und gleichzeitig als Grundriss eines neuen, zeitgemäßen Entwurfes des Subjekts dienen können.

Foucault gehört zu den bekanntesten und meistdiskutierten Philosophen der Postmoderne (vgl. Raab, S.18; Fink-Eitel, 1997, S.7). Dies nicht zuletzt dadurch, dass er sich, indem er den Befund der Relativität der Wahrheit (vgl. Hauskeller, 2000, S.23) paart mit einer „leidenschaftlicher Wahrheitssuche“ (ebd.), dem Dilemma aussetzt, selbst als Wahrheit verstandene Aussagen zu formulieren, die letztlich keine sein können und sich somit in einem Spannungsfeld eines Theorieanspruchs bewegte, dem sich auch der Poststrukturalismus bzw. andere Theorien der Postmoderne nicht entziehen können. Wir werden uns im Rahmen dieser Arbeit nicht in ausreichender Form mit einer Kritik Foucaults befassen können, da selbst eine fragmentarische Vorstellung seiner Arbeit diesen Rahmen überschreiten würde. Der Versuch einer exemplarischen Darstellung wird nichtsdestotrotz unternommen werden, da Foucaults Arbeiten für die Problemstellung dieser Diplomarbeit eine große Rolle spielen.

Die Themen und Methoden des feministischen Poststrukturalismus zielen laut Weedon (Weedon, S.24) darauf ab, eine Theorie „der Beziehung zwischen Sprache, Subjektivität, Gesellschaftsordnung und Macht“ zu formulieren, eine Formulierung, die der Fragestellung dieser Arbeit sehr nahe kommt: worin konstituiert sich . Für die analytischen Fragestellungen, die sich daraus ergeben, sind die Erkenntnisse Foucaults von maßgeblicher Bedeutung. Foucault selbst gestaltet „Macht“ und „Wissen“ zu seinen beiden Hauptthemen (Fink-Eitel, S.7), die er in seiner langjährigen Schaffenszeit in unterschiedlichen Zusammenhängen untersucht. Seine Ideen wurden im Kontext feministischer Theorien zahlreich diskutiert. Ich

werde mich in der Rezeption Foucaults u.a. auf solche Sekundärquellen beziehen, die einen kritischen feministischen Umgang mit seinen Thesen üben.

Schwierigkeiten bei der Lektüre und mehr noch bei der Beschreibung der Arbeit Foucaults sind konstitutiv.

Zum einen bietet Foucault mit seinen ‚zum Teil lyrisch metaphorischen Schriften‘ einen sehr unsicheren Untergrund zur Rezension seiner Thesen und Argumentationen. Seine Lektüre ist oft mit Irritation verbunden und lässt widersprüchliche Interpretationen zu. Aber darum geht es ihm letztlich auch: Verschiebung von Bedeutungen, Infragestellung der gesellschaftlichen Produktion von Wissen und Wahrheit (vgl. Foucault, 1991, S.16; Raab, S.18) und damit Produktion einer chancenreichen Irritation. Sein Ziel ist es nach Raab (Raab, S. 20) – und er benutzt nicht zuletzt seine Funktion als schreibender Mensch und den Bruch mit den Regeln des wissenschaftlichen Schreibens, dies auf sinnlicher Ebene zu verdeutlichen – dem Menschen, der Leserin die Selbstverständlichkeiten des gegenwärtigen gesellschaftlichen Lebens zu entfremden.

Ein weitere Enge entsteht durch Foucaults Art, Inhalt und Methodik seiner Aussagen eng miteinander zu verflechten (vgl. Raab, S.22). Da in seinen Überlegungen aber selten klare Definitionen seiner gebräuchlichen Begrifflichkeiten oder gedanklichen Projekte (Fink-Eitel, S.10) zu finden sind, „bedeutet jede Verschiebung, die Foucault vornimmt fast immer eine Veränderung seiner Terminologie und Methodologie“ (Raab, S.22). Dadurch entsteht die Möglichkeit, für ein und denselben Begriff verschiedene Lesarten zu entwickeln. Die Aussage gerät somit leicht zur Auslegungssache. Es werden an dieser Stelle nicht alle Begriffe Foucaults in ihrer Entwicklung verfolgt, nur eine bestimmte Auswahl Bezeichnungen und dahinterstehende Konzepte werden genauer betrachtet, um die Grenzen dieser Arbeit nicht zu überfordern.

Foucault interessiert sich für die subversiven Mechanismen der Struktur und sieht in der Verwirrung die Chance der Sensibilisierung (vgl. Fink-Eitel, S.11).

Doch auch in der Rezension seines Werkes treffen wir erneut auf das Bedürfnis, sein Schreiben und seine Aussagen gemäß ihrer Bedeutungen einzuordnen in ein geschlossenes lückenloses Konzept des ‚Werkes Foucault‘, es also entgegen seiner inhaltlichen Aussage zu strukturieren.

Selbst wenn dies kritisch betrachtet werden muss, so hält man sich doch mit einer derartigen Darstellung seiner Inhalte an die Regeln des derzeit praktizierten wissenschaftlichen

Diskurses und macht somit Foucaults Schriften zwar auf konventionelle und nicht unproblematische Art, aber dennoch zugänglich.

Foucaults Arbeiten werden also unterteilt in drei in Methodik und Thema variierende Konzepte. In seinem „Projekt der Archäologie“ (Raab, S.19) entwickelte Foucault in den 60er Jahren eine die Geschichtsschreibung kritisch betrachtende Diskurstheorie. Datieren lässt sich diese Phase seiner Arbeit auf die sechziger Jahre. Er beschäftigt sich hier mit einer wissenschaftskritischen Betrachtung von Geschichte und dem in den modernen Humanwissenschaften entstandenen Subjektbegriff (ebd.). In den siebziger Jahren widmet er sich seiner Theorie der Genealogie. Hier geht es ihm um den Zusammenhang von Macht und einer Gesellschaftsstruktur, die beruht auf einer „politischen Ordnung, deren Institutionen und einem bestimmten Denkmodell“ (ebd.). Seine zuvor entwickelten Diskurskonzepte fließen in diese späteren Arbeiten mit ein und beeinflussen seine Wahrnehmung gesellschaftlicher Mechanismen bei der „Produktion von Sexualität“ (ebd.) und Körper. Gegen Ende der Siebziger wendet er sich einer intensiveren Analyse der Subjektivität zu (Fink-Eitel, S.14), welche sich auseinandersetzt mit dem „Doppelcharakter“ (Raab; S.20) von Selbstführung, also der unmittelbaren Selbstkontrolle als eine mittelbare durch gesellschaftliche „Techniken individueller Beherrschung“ (ebd.) bestimmte.

Im Zentrum seiner Arbeiten steht die Kritik an „gesellschaftlichen Missständen“ und das Bedürfnis, kontrollierende bzw. regierende Mechanismen mittels Analyse transparent, versteh- und veränderbar zu machen.

Wir wenden uns der Thematisierung von Macht im Folgenden genauer zu, da in seinen Schriften dazu interessante Verhältnisse zwischen Subjekt und Sprache, Subjekt und Gesellschaft sichtbar werden, die eine wissenschaftskritische Perspektive auf die Theorie ermöglichen.

### **1.6.1 Methoden und Themen**

In der Phase der kritischen Erforschung von Geschichte und Geschichtsschreibung, der Entwicklung einer hermeneutischen Archäologie (vgl. Fink-Eitel, S.44), also einer reflektierten, das Ganze der Geschichte als eine aus vielen Richtungen zu betrachtenden Dokumentation von Epochen, beschäftigte Foucault sich intensiv mit der Ebene, auf der Geschichtsschreibung und Wissenschaft allgemein stattfinden müssen: dem Diskurs.

Foucault selbst betrachtete seine Archäologie als einen „Versuch, eine ganz andere Geschichte (...) zu schreiben“ (Foucault, Archäologie des Wissens (im folgenden: ADW,

S.197): „Es handelt sich eher um eine Untersuchung, in der man sich bemüht festzustellen, von wo aus Erkenntnisse und Theorien möglich gewesen sind, nach welchem Ordnungsraum das Wissen sich konstituiert hat, auf welchem historischen A priori und im Element welcher Positivität Ideen haben erscheinen, Wissenschaften sich bilden, Erfahrungen sich in der Philosophie reflektieren, Rationalitäten sich bilden können, um sich bald wieder aufzulösen und zu vergehen“ (Foucault, 1991, S.24).

Ausgangspunkte für einen archäologischen Umgang mit Geschichte bilden die von Foucault als „Episteme“ (Fink-Eitel, S.38) bezeichneten, hier vielleicht mit dem Ausdruck ‚Leitgedanken‘ zu umschreibenden Momente einzelner Epochen. Fink-Eitel identifiziert das Epistem als ein „dem alltäglichen Wissen, der Wissenschaft und der Philosophie zugrundeliegendes Ordnungsschema“ (Fink-Eitel, S.38; ebenso: Raab, S.24), als welches beispielsweise das der „Ähnlichkeit“ in der Renaissance oder das des „Menschen“ in der Moderne gesehen werden kann (ebd.). Die Epochen an sich stellen für Foucault keine sanft ineinander übergehenden Evolutionsstadien dar, die kausal aufeinander aufbauen, indem sich zuvor noch als wahrhaftig angenommene „Tatsachen“ in Folge einer weiterentwickelten Logik als doch letztlich nur konstruierte Interpretationen erweisen. Auch in der Abfolge der Epochen findet sich für Foucault eine Diskontinuität, begleitet von Brüchen in den Epistemem (vgl. Fink-Eitel, S.38; Raab, S.23). Hier setzt eine durchdringende Auseinandersetzung mit der modernen Auffassung dessen, was den Menschen ausmacht bzw. einer Definition dessen, was Subjekt bedeutet, an. Die vorherrschende Auffassung von Geschichte wird von Foucault kritisiert als eine das Subjekt zu einem „Ort der souveränen Handlung“ machende (Raab, S.24). Die hinter einer solchen Subjektphilosophie stehenden Konzeptionen von Subjekt basieren auf einer humanistischen Wahrnehmung desselben als einer souveränen Persönlichkeit. So definiert Foucault das moderne Dilemma darin, „dass sich an der Grenze der Welt jene eigenartige Gestalt eines Wesens erhebt, dessen Natur (...) es wäre, die Natur und infolgedessen sich selbst als natürliches Wesen zu erkennen“ (Foucault, Ordnung des Diskurses, S.375).

Sein Theorem der Episteme erfährt in seinen späteren Schriften eine leichte Variation bzw. - abhängig von der Deutung - eine Erweiterung. Im Zusammenhang der politischen Stimmung Frankreichs, insbesondere den Studentenunruhen Ende der Sechziger, entdeckt Foucault den Diskurs als gesellschaftliche Praktik der „Produktion von Subjektivität“ (Raab, S.25; S.30; vgl. Fink-Eitel, S.57). Hier manifestiert sich die Kritik am souveränen Subjekt, indem formuliert wird, dass Wahrheit der Effekt von Diskursen und ein sich seiner selbst bewusstes Subjekt unmöglich ist, wie weiter unten noch ausgeführt wird.

### 1.6.2 Diskurstheorie

Foucaults Art und Weise, den Diskurs als eine seinen Ideen innewohnende Maßeinheit kaum zu explizieren, behindert eine Definition dieses Begriffes, der so zentral ist für das Verständnis seiner Ausführungen. Nicht nur dadurch, dass seine Theorie des Diskurses ambivalent artikuliert ist, sondern auch die Vermischung der Motive von „Analysegegenstand und Denkwerkzeug“ erschwert eine solche Positionierung. M.E. nach handelt es sich bei der hier vorzufindenden Problematik um eine dem Poststrukturalismus und insbesondere Foucault implizite und programmatische, da es sich bei Begriffen nie um wirklich terminierte handeln kann, sondern es Foucault wie schon erwähnt darum ging, Verschiebungen zu erkennen und selbst herbeizuführen. Klare Begriffsgrenzen könnten da nur nachteilig sein.

Mit Weedon lässt sich feststellen, dass Foucault unter Diskurs sowohl „Arten der Wissenskonstituierung, ebenso wie die gesellschaftlichen Praktiken, die Formen der Subjektivität und die Machtverhältnisse, die den Wissensbereichen und den Beziehungen zwischen ihnen innewohnen“ (Weedon, S.139) verstanden wissen wollte. Weedon sieht Diskurse als eine Kraft an, die Körper, Gedanken und Gefühle mit Bedeutung belegen, wobei die Diskurse immer Teile anderer Diskurse sind in einem Netzwerk von Diskursen (vgl. ebd.). Zuerst zielen Foucaults Ausführungen noch auf eine sprachtheoretische Definition von Diskurs ab, in dessen Mittelpunkt die Produktion gesellschaftlichen Wissens steht. Hier existieren Regeln, die Gegenstände als für den Diskurs verfügbar erklären und gleichzeitig Positionen (im Sinne von Standpunkten) definieren, die besetzt werden können (Raab, S.27). Das heißt, es werden Ausschlussregeln entworfen, die ebenfalls das Vokabular und die den Diskurs formenden Theoriegebäude betreffen.

Später allerdings verlässt Foucault diesen linearen roten Faden und erweitert das Konzept durch die Einstufung des Diskurses als eine gesellschaftliche Praktik.

Der Diskurs wird somit zu einer Anordnung inner- und außerdiskursiver Elemente. Es besteht eine enge Beziehung zwischen der Macht, den angewendeten Diskursformen und der „Produktion von Wahrheit“ (Raab, S.27). Im Diskurs selbst entscheidet sich der Ort, an dem die Macht liegt, eine Wahrheit als solche zu artikulieren. Hier findet sich die Verknüpfung von Foucaults Archäologie des Wissens und seiner Genealogie der Macht. „Der Diskurs [...] ist auch Gegenstand des Begehrens; und der Diskurs (...) ist auch nicht bloß das, was die Kämpfe oder die Systeme der Beherrschung in Sprache übersetzt: er ist dasjenige, worum und womit man kämpft; er ist die Macht, deren man sich zu bemächtigen versucht“ (Foucault, 1991, S.11).

Der Diskurs stellt also eine kontextbezogene Sprachlandschaft dar, durch deren Aussagen realitätsstiftende, das heißt richtungswirkende Einflüsse ausgeübt werden. Entscheidend für den Effekt sind die Verknüpfungen von Macht, Wissen und Wahrheitsdeklaration. Diskurse sind konkrete Instrumente gesellschaftlicher Produktion normativ funktionierender sozialer Materie (wie z.B. Wahnsinn, Sexualität, Normalität, Devianz oder Wahrheit) bzw. der ihnen entsprechenden Subjektivität. Diskurs in unserem Zusammenhang meint die sprachliche Seite einer weiterreichenden diskursiven Praxis, die eine Konklave gesellschaftlicher Verfahren der Wissensproduktion wie Institutionen, Autorisierung, Regelungen der Versprachlichung und der Medialisierung umfasst (vgl. Gerhard u.a., in Nünning, Stuttgart 1998, S.96). Diskurse werden kontrolliert durch ihnen implizite Regeln, auf die im folgenden näher eingegangen wird.

### **1.6.3 Die Regeln des Diskurses**

#### **Ausschlussmechanismen – die Kontrolle des Diskurses**

Der Diskurs ist in der Lage, die Verteilung von Macht zu regulieren. Wie schon erwähnt, ist es das Bedürfnis der Gesellschaft, ein einmal erzeugtes Verhältnis sozialer Stabilität zu erhalten. Das heißt also weiter, dass es im Interesse der Gesellschaft ist, den Diskurs als treibende Kraft unter Kontrolle zu halten.

„Ich setze voraus,“ schreibt Foucault, „dass in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird – und zwar durch gewissen Prozeduren, deren Aufgabe es ist, die Kräfte und die Gefahren des Diskurses zu bändigen, sein unberechenbar Ereignishaftes zu bannen, seine schwere und bedrohliche Materialität zu umgehen“ (Foucault, 1991, S.11).

Eine Gesellschaft entwickelt verschiedene Gruppen von Verfahren, mit denen sie den Diskurs kontrolliert.

Ein wichtiges dieser Verfahren ist das des Ausschlusses (ebd.). Dazu gehören rituell verankerte Verbote oder auch Tabus. „Nicht jeder beliebige“ darf über „alles beliebige“ sprechen (ebd.). Ein weiteres „Prinzip der Ausschließung“ (ebd.) ist das der Grenzziehung. In einem binären System organisierte Positionen grenzen sich durch Werteordnungen gegeneinander ab, wodurch die eine Position zum Diskurs gerät, während die andere

ausschließlich Gegenstand eines Diskurses darstellt. Foucault befasst sich hier näher mit den Begriffen bzw. den Konzepten „Vernunft und Wahnsinn“ (Foucault, 1991, S.12), indem er sie zu normativen Effekten von Diskursen erklärt.

Als drittes Ausschlusssystem bezeichnet Foucault den „Gegensatz zwischen dem Wahren und dem Falschen“ (Foucault, 1991, S.13). Die Ernennung einer Wahrheit, die als ein universell Absolutes das Bedürfnis nach Eindeutigkeit befriedigt und die Angst vor Komplexität beruhigt, schließt durch ihre (konstruierte) Existenz alles andere als unwahr aus.

Anders als die Ausschließungsprozeduren, die den Diskurs von außen beschränken, gibt es auch interne Verfahren (Foucault, 1991, S.17). Sie arbeiten als „Klassifikations-, Anordnungs- und Verteilungsprinzipien“ (ebd.). Sie haben die Funktion, ereignishaft und zufallsbedingte Diskursbewegungen zu zähmen. Nach Foucault zählt zu ihnen der Kommentar, also die variierte und angereicherte Form einer Wiederholung von Primärtext, der diese durch seine eigene Stellungnahme als solche markiert oder gelegentlich ablöst. „Der Kommentar bannt den Zufall, indem er ihm gewisse Zugeständnisse macht: er erlaubt zwar, etwas anderes als den Text selbst zu sagen, aber nur unter der Voraussetzung, dass der Text selbst gesagt und in gewisser Weise vollendet werde“ (Foucault, 1991, S.20).

Auch die Person der Autorin steht für Foucault für einen Mechanismus der Verknappung des Diskurses. Im Gegensatz zur Funktion der Autorin, wie sie im Mittelalter bestand, als der Name derselben noch als „Index der Wahrheit“ (ebd.) empfunden wurde, hat sich ihre Bedeutung heute verschoben, wobei die Autorin eher die Rolle einer Verursacherin übernimmt, die Verantwortung für das übernimmt, was sie sagt (ebd.). Ein weiteres Prinzip der Beschränkung des Diskurses eröffnet sich uns in dem, was Foucault „Disziplinen“ (Foucault, 1991, S.22) nennt, womit er aber nicht die Wissenschaften meint, wie er selbst ausschließt. Eine Disziplin begründet sich in einem „Bereich von Gegenständen, einem Bündel von Methoden, einem Korpus von als wahr angesehenen Sätzen, einem Spiel von Regeln und Definitionen, von Techniken und Instrumenten: das alles konstituiert ein anonymes System, das jedem zur Verfügung steht, der sich bedienen will oder kann“ (ebd.). Wir haben es also mit einer durch ein durch Explizierung abgegrenztes Vokabular definierten Enklave zu tun, die ihren Zugang insofern reguliert, als das notwendige Wissen eine gesellschaftliche Ressource darstellt und nicht beliebig gesammelt werden kann.

## Dispositiv

In der Genealogie versucht Foucault, die Dissonanz zwischen der Überzeugung von dem Diskurs als einer Praktik, einer beständigen gesellschaftlichen Methodik der Stabilität und auf der anderen Seite dem Wissen um das nicht souveräne Subjekt zu vereinen. Er entwickelt hier den Begriff des Dispositiv: „Was ich unter diesem Titel festzumachen versucht, ist erstens ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesagtes umfasst“ (Foucault, 1978, S.120). Für ihn bilden die das menschliche, das gesellschaftliche Leben konstituierenden Faktoren jeglicher Art ein Netz aus Elementen, die Eckpunkte dieses Dispositivs darstellen. Sie alle sind den Kräften der Diskurse und damit der Macht ausgesetzt. „Eben das ist das Dispositiv: Strategien von Kräfteverhältnissen, die Typen von Wissen stützen und von denen gestützt werden.“ (ebd.) Hier findet sich also auch wieder der Zusammenhang von Wissen, als solches als ein gesellschaftliches respektive privilegiertes ausgewiesen, und Macht. Foucault entwickelt nun dieses Thema, welches Weedon im Poststrukturalismus zu finden glaubte: Eine Analyse der Verknüpfungen von Sprache, Subjektivität, Gesellschaftssystem und Macht.

## Diskursanalyse

In Foucaults Archäologie entfaltet sich der diskurstheoretische Ansatz zu einer Diskursanalyse (Raab, S.24). Ihr Schwerpunkt liegt dabei auf einer ausführlichen Untersuchung der Geschichte (Weedon, S.138), der humanistischen Rationalität und ihrer Entstehungsbedingungen (Fink-Eitel, S.47) und ihr Ausgangspunkt ist die Forderung nach „historischer Genauigkeit“ (Weedon, S.138). Die Analyse sollte sich befassen mit den „spezifischen Details“ (ebd.) der Diskurse, um die Maschinerie der Herrschaft „von Macht und Wissen in einer Gesellschaft sowie ihren Anteil an der allumfassenden Etablierung und Erhaltung der bestehenden Machtverhältnisse offen zu legen“ (ebd.).

Eine Diskursanalyse beruft sich auf eine Erforschung der Begriffe. Bezieht sich also die Analyse auf einen wissenschaftlichen Diskurs wie beispielsweise die Soziologie, dann sucht sie sich die zentralen, die Aussagen des Diskurses konstituierenden Begriffe dieser Wissenschaft heraus und geht ihnen nach (vgl. Stäheli, S.28). Sie interessiert sich für das Zusammenspiel der Begriffe, sucht ihre Schnittmengen und besonders ihren Ursprung. Sie

versucht, die hinter den Begriffen stehenden Konzepte zu analysieren und setzt sie – hier wieder die Nahtstelle von Foucaults Archäologie und Genealogie – in ein Verhältnis zu den Machtmechanismen der Gesellschaft, in welcher der Diskurs stattfindet.

Foucault beschreibt die Aufgabe der Analyse selbst darin „die Bedingungen des Auftauchens von Aussagen ... freizulegen, (...) die Diskurse im Gesetz ihres wirklichen Werdens zu erfassen, die Tatsache erklären zu können, dass ein bestimmter Diskurs zu einem gegebenen Zeitpunkt diese oder jene formale Struktur aufnehmen und anwenden oder im Gegenteil ausschließen, vergessen oder verkennen kann“ (Foucault, 1983, S. 184). Die Aussagen des Diskurses werden also auch in ihrer Historizität gesehen und auf ihren konzeptionellen, d.h. politischen Hintergrund untersucht.

#### **1.6.4 Wahrheitsrelativismus**

Ein wichtiges Moment der Theorien Foucaults liegt darin, dass er seine Aussagen nie als Wahrheiten verstanden wissen wollte (vgl. Hauskeller, S.15). Seine Sicht von „Wahrheit“ ist geprägt von dem Bewusstsein ihrer historischen Abhängigkeit. In „Der Wille zum Wissen“ (1977, S.78 f.) schreibt Foucault: „[...] die Wahrheit gehört nicht zur Ordnung der Macht, sondern steht in einem ursprünglichen Verhältnis zur Freiheit: das sind alles traditionelle Themen der Philosophie, die eine ‚politische Geschichte der Wahrheit‘ umkehren müsste, indem sie zeigte, dass die Wahrheit weder von Natur aus frei, noch der Irrtum unfrei ist, sondern dass ihre gesamte Produktion von Machtbeziehungen durchzogen ist.“ Nach Hauskeller vertritt er einen „fundamentalen Pluralismus im Denken, gegen die Idee, Wissen könne Welt oder ihre Gegenstände absolut begreifen oder sie widerspruchsfrei in ihrer Totalität erkennen“ (Hauskeller, S.15). Welche Gegenstände zu Wissen oder Wahrheit gezählt werden, steht in enger Beziehung zu den Epistemen der Zeit. „Gesellschaft“ sowie das „Individuum als autonomer, einziger Ursprung seiner Handlung“ bezeichnen für Foucault keine konkreten Vergegenständlichungen einer Wirklichkeit, eher entlarvt er sie als abstrakte Kategorien (Hauskeller, S.17).

Die Kräfte, die gemeinsam eine vielschichtige Wirklichkeit erschaffen, stuft Foucault ein in epistemische Diskurse, soziale Kräfteverhältnisse, die Interessen und Handlungen von Subjekten und die Widerständigkeit der Materie (ebd.).

„Wahrheitsrelativismus heißt, Wahrheit als Relation zwischen dem jeweiligen Standpunkt der Erkennenden und dem Erkenntnisgegenstand zu verstehen. Objekte oder auch theoretische Fragestellungen sind standortrelativ konstruiert, Sie sind weder absolut, noch ungeschichtlich, vielmehr was als Objekt des Erkennens gefasst und abgegrenzt wird, hängt ab von der Art wahrzunehmen und zu denken, die Sprache und Sozialisation uns lehren“ (Hauskeller, S.23).

Der Wahrheitsrelativismus ist keine unumstrittene Auffassung.

So muss nach Ansicht verschiedener Autorinnen eine Konsequenz dieses Ansatzes darin liegen, dass das, was als konstruiert gelten darf, nämlich die Episteme, die Ideen einer Zeit, keine Grundlage für moralische Wertesysteme sein können, nach denen Menschen sich innerhalb von Gesellschaften verhalten können und sollen (ebd.). Erkenntnistheoretisch betrachtet wird die Sichtweise, dass eine Theorie nun nicht mehr als Bürge einer ultimativen Wahrheit betrachtet werden kann, auf die Art und Weise problematisch, dass diese Theorie dann nicht mehr grundlegend kritisiert oder befürwortet werden kann.

Allerdings bietet der Pluralismus, der sich hinter dem Wahrheitsrelativismus verbirgt, die Chance zu erkennen, dass Theorie an sich niemals „ideologiefrei, unpolitisch“ (Hauskeller, S.24) war, sondern immer unter Voraussetzungen bestimmter gesellschaftlicher und damit geschichtlicher Einflüsse erst entstehen konnte.

Dadurch entsteht eine (gesellschaftlich getragene, aber individuell wichtige) Situation, in der Entscheidungen dessen, was als Wahrheit betrachtet wird, zu politischen Entscheidungen werden. „Der Ausgangspunkt des Denkens ist dann immer situiert“ (Hauskeller, S.25), das eigene Wissen und Verstehen nur vor dem Horizont persönlicher Erfahrungen von Wirkung und Bedeutung. Dieser Zustand erfordert ein erhöhtes Maß an Reflexion dessen, woraus Einstellungen resultieren und in welchem Zusammenhang sie mit der eigenen Person und ihrer sozialen Positionierung innerhalb einer Gesellschaft stehen. Doch auch hier können wir davon ausgehen, dass eine völlige Offenlegung, die totale Reflexion nicht möglich ist (vgl. ebd.). Hauskeller interpretiert Foucault in Bezug auf diese Unzulänglichkeit so, dass er nicht von einer vollkommen glatten Oberfläche des Wahrheitsrelativismus ausging, sondern lediglich das Potential, Denkweisen zu ändern und neue Lebensweisen zu initiieren darin sah, Wahrheiten in Frage zu stellen (Hauskeller, S.26). Vor diesem Hintergrund kritisiert Foucault die Diskurse der Wissenschaft in ihrer Funktion als gesellschaftliche Wahrheitsproduzenten. Diese Diskurse, so Foucault (vgl. Raab, S.25), erschaffen erst, wovon sie sprechen.

So sind die Ausführungen und Deutungen Foucaults als Impulse zu verstehen, nicht als (neu aufgelegte) Wahrheiten.

Unter der Beachtung dieser Annahmen widmen wir uns nun einigen Begriffen der poststrukturalistischen Philosophie, die nachhaltig von Foucaults Aussagen geprägt und weiterentwickelt wurden.

### **1.6.5 Ein poststrukturalistisches Machtverständnis**

Macht im Sinne Foucaults ist etwas Dezentriertes, sie besitzt kein Zentrum, stellt keine zur Hegemonie verdichtete Institution dar. „Unter Macht verstehe ich hier nicht die Regierungsmacht, als Gesamtheit der Institutionen und Apparate, die die bürgerliche Ordnung in einem gegebenen Staat garantieren“ (Foucault, *Der Wille zum Wissen*, S.113).

Der Machtbegriff, den er zeichnet, grenzt sich daher von allen bisher genutzten ab (vgl. Raab, S.34). Das macht es notwendig, ein grobes Verständnis dessen, was Foucault unter Macht versteht, zu skizzieren. „Es ist seine Überzeugung, dass sie Entwicklungs- und Integrationsprinzip unserer Gesellschaft ist. Soll der Totalitätsanspruch dieser Behauptung zutreffen, dann muss Macht als praktisches Prinzip irgendwie auch eine prinzipielle Bedeutung für die theoretischen Systeme des Wissens haben“ (Fink-Eitel, S.7).

In der Genealogie entwickelt Foucault eine „Theorie der Machtpraktiken“ (Fink-Eitel, S.9), die er in einen engen Zusammenhang stellt mit den Einsichten seiner Archäologie.

Deleuze definiert es so: „Macht ist ein Kräfteverhältnis, oder vielmehr jedes Kräfteverhältnis ist ein „Machtverhältnis“ (Deleuze, 1987, S.99; vgl. auch Hauskeller, S17ff; Foucault, 1977, S.113). Diese Kräfte, die gemeinsam Macht entwerfen, ausdrücken, sind, beziehen sich aufeinander und bedingen einander, die Macht kann erst entstehen, wenn es mehr als eine Kraft gibt, die wirkt (Deleuze, ebd.).

Macht ist „das Spiel, das in unaufhörlichen Kämpfen und Auseinandersetzungen diese Kraftverhältnisse verwandelt, verstärkt, verkehrt; die Stützen, die diese Kraftverhältnisse aneinander finden, indem sie sich zu Systemen verketteten – oder die Verschiebungen und Widersprüche, die sie gegenseitig isolieren“ (Foucault, 1977, S.113). Diese Kräfteverhältnisse befinden sich in keinem stabilen Zustand, Foucault zeichnet ein Bild, in dem sie sich in ständiger Bewegung, Verschiebung und Reibung aneinander befinden. Die Macht ist „allgegenwärtig“ (ebd., S.114), sie ist nichts Umfassendes, sondern etwas, das aus allem und jedem ‚heraus produziert wird‘, sich in den Verhältnissen der Gegenstände und Wirklichkeiten zueinander entzündet. „Die Macht ist nicht eine Institution, eine Struktur, ist nicht eine Mächtigkeit einiger Mächtiger. Die Macht ist der Name, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt“ (Foucault, 1977, S.114).

Als Techniker interessiert sich Foucault nicht für die Frage, woher die Macht kommt oder was sie ist, für ihn besitzt die Analyse dessen, wie sie umgesetzt, ausgeübt wird, eine größere Brisanz (Deleuze, S.99; Raab, S.37). Weedon versteht Macht in diesem Sinne als ein der Differenz inhärentes Verhältnismuster, das sich darstellt als „eine Triebkraft der Kontrolle und des Fehlens von Kontrolle zwischen Diskursen und den von Diskursen konstituierten und sie ausführenden Subjekten“ (Weedon, S.145).

Foucault zieht eine scharfe Trennlinie zwischen den Begriffen „Macht“ und „Gewalt“ (Deleuze, ebd.; Hauskeller, S.21). Macht bedeutet nicht grundsätzlich „Gewalt auszuüben“, kann es zwar auch bedeuten, aber nicht in erster Linie. „Gewalt [ist] eine Begleiterscheinung oder eine Folge, aber nicht ein Konstituens der Kraft“ (Deleuze, S.99). Das Ziel der Gewalt ist ein Gegenständliches. Sie zerstört oder verändert Dinge oder ihre Richtung, während der einzige Bezugspunkt der Macht im Gefüge der Mächte diese eben anderen Mächte oder Kräfte sind. Macht ist nichts charakteristisch Unterdrückendes, kein „Zwangsverhältnis“ (Hauskeller, S.21; vgl. Foucault in Engelmann, S.144).

Zum Wesen der Macht gehört es, dass seine Pluralität sich auch in gegeneinander wirkenden Kräften veräußert. Widerstand ist ein machtimmanentes Phänomen (vgl. Foucault, 1977, S.117; Deleuze, S.101; Raab, S.38). Auch der Widerstand ist vielfältig, es gibt ihn nur in Form vieler Widerstände, die nicht alle demselben Gesetz folgen (Foucault, ebd.), sondern eben wie die Kräfte der Macht in unterschiedliche Richtungen ziehen. „Sie sind in den Machtbeziehungen die andere Seite, das nicht wegzudenkende Gegenüber“ (ebd.). Für Foucault lässt erst eine Verortung des Widerstands, der „Opposition“ (Foucault in Engelmann, S.146ff) eine mögliche Definition dessen zu, was Macht eigentlich ist. Diese Oppositionen kennzeichnen sich durch verschiedene Merkmale: sie sind grenzübergreifend, was meint, dass sie sich nicht kulturell beschränken. Sie kritisieren nicht in erster Linie die Macht an sich, sondern ihre Erscheinungsform, d.h. ihre Unkontrollierbarkeit. Diese Kämpfe werden in Bezug auf eine unmittelbare Macht ausgetragen, sie sind kurzfristig und direkt orientiert. Sie richten sich gegen das „Regieren durch Individualisieren“, gegen die Entmündigung des Individuums dadurch, dass festgeschrieben werden soll, wodurch es sich erschafft und abgrenzt (ebd.). Die Opposition richtet sich gegen die Privilegierung des Wissens und von Wissenden, solange Wissen und Lernen sparsam und ungleich verteilte Ressourcen darstellen.

„Man kann zusammenfassen: Das Hauptziel dieser Kämpfe ist nicht so sehr der Angriff auf diese oder jene Machtinstitution, Gruppe, Klasse oder Elite, sondern vielmehr auf eine Technik, eine Form von Macht. Diese Form von Macht wird unmittelbar im Alltagsleben spürbar, welches das Individuum in Kategorien einteilt, ihm seine Individualität aufprägt, es an seine Identität fesselt, ihm ein Gesetz der Wahrheit auferlegt, das es anerkennen muss und das andere in ihm anerkennen müssen.

Es ist eine Machtform, die aus Individuen Subjekte macht“ (Foucault in Engelmann, S.158f).

Im Zusammenhang mit seiner Sichtweise von Macht und Widerstand entwickelt Foucault auch ein Bild dessen, was er unter Gesellschaft versteht: kein einheitliches Ganzes, sondern „in Wirklichkeit eine Aneinanderreihung, eine Verbindung, eine Zusammenfügung, auch eine Hierarchie von verschiedenen Mächten, die jedoch ihre Spezifität behalten“ (Foucault in Engelmann, S.169). Die in einer Gesellschaft wirkenden Dynamiken, das Netzwerk der Macht, wie es Foucault erklärt, ist in seiner Komplexität nicht mehr zu vergleichen mit einer neuzeitlichen Interpretation von hierarchisch strukturierten Herrschafts-Unterdrückungs-Dualismen.

## 1.7 Das poststrukturalistische Subjekt

Die Subjektivität innerhalb systemischer Strukturen und die Position des Subjekts im Geflecht dezentrierter Machtverhältnisse sind die Themen Foucaults, die nachhaltig vielfach rezipiert wurden und besonders im Rahmen dieser Arbeit von Interesse sind.

Unter der Berücksichtigung des poststrukturalistischen bzw. foucaultschen Subjektentwurfs wollen wir später noch einmal auf die humanistische, moderne Konzeption zurückkommen, die den Subjektentwurf der Sozialisationstheorie bestimmt. Daher soll im folgenden der im Poststrukturalismus und unter Foucaults theoretischen Überlegungen entwickelte Subjektbegriff vorgestellt werden.

Die Konzeptionen dessen, was ein gesellschaftliches Subjekt sei, stellen ein zentrales Motiv des Poststrukturalismus dar. Vielleicht ist es auch hier angebrachter, vor dem Hintergrund der Pluralität, die als Faktor postmoderner Theoriegebäude als implizit verstanden werden kann, eher von einem Themenpark zu sprechen, denn von einem einheitlichen Motiv (vgl. Stäheli, S.49).

Ausgangspunkt dieser neueren Entwürfe von Subjekt ist die Infragestellung moderner und humanistisch geprägter Denkweisen.

Kritisiert wird u.a. von Hauskeller (Hauskeller, S.7), dass es sich bei den neuzeitlichen Subjektkonzeptionen um Ausführungen handelt, deren Prinzipien weitestgehend transzendental verzerrt und mit Absolutheitsansprüchen versehen ein Paradox des Subjekts erschaffen, das dessen Handlungsfähigkeit verschwinden lässt. Die Wahrnehmung spielt in dieser Skizzierung des Selbst und des Subjekt eine große Rolle. Das moderne Denken konstruiert das Subjekt als ein sich selbst erkennendes, das sich „der Wahrheit seines Wissens nur vergewissern“ (Hauskeller, S.7) kann, wenn es sich selbst als ein wahrnehmendes und erkennendes Subjekt thematisiert. Dies ist ein Modell der Reflexion, in dem das Bewusstsein ein Selbstbewusstsein voraussetzt, wodurch das „Subjekt also in der paradoxen Position ist, zugleich Subjekt und Objekt seines Erkennens zu sein“ (ebd.). Die Einteilung in Subjekt-Objekt ist wesentlicher Bestandteil unserer Sprache und Denkmuster, so dass jenseits dieser Konzepte kaum Artikulation möglich ist (vgl. ebd.). Das Subjekt erscheint als idealistisch konzipiertes, das Erkenntnis zu reflektieren vermag und sich selbst und seine Umwelt aus dieser Position heraus wahrnimmt und beurteilt.

Das Subjekt, das sich selbst erkennt, wird hier eingeordnet als von seinen Kontexten unabhängig zu betrachtender Organismus. Und an dieser Stelle setzt die poststrukturalistische Kritik an.

Die konkreten „Sprach- und Machtverhältnisse“ (Hauskeller, S.8) werden nun als untrennbar verknüpft mit der Wahrnehmung des Subjekts seiner eigenen Existenz bzw. seines Bewusstseins eingestuft, das Subjekt wird betrachtet als Effekt dieser Verhältnisse, mit denen es in ständigen aktiven Konstruktionsbeziehungen steht.

Die moderne Idee einer indifferenten Erkenntnistheorie, die objektives Wahrnehmen und Formulieren ermöglicht, wird hiermit entscheidend in Frage gestellt. Erkenntnistheoretische Überlegungen stehen immer in einem instrumentellen Zusammenhang mit bestimmten Zielsetzungen. Ihre Funktionalität entsteht erst durch ihre Abhängigkeit von historischen Ethiken (vgl. Hauskeller, S.9). Erkenntnistheorie davon losgelöst zu betrachten, heißt, ihre Subjektivität, also ihre Bezogenheit auf den Kontext der Idee, die sie vertritt, in Abrede zu stellen. Das aber zweifelt die Gültigkeit der Theorie selbst an. „Jedes Denken muss sich daher kritisch auf seine gesellschaftspolitischen Implikationen besinnen“ (ebd.).

Die Selbstverständlichkeit der Wahrheit von Theorien zerfällt in dem Maße, in dem Wahrheit ihre ultimative Gültigkeit verliert und verlieren muss, da nichts, keine Theorie, keine Aussage in Unabhängigkeit von Weltbildern und Interpretation wahrgenommen werden kann.

Selbstverständlichkeit und der Anspruch auf eine absolute Wahrheit kann also unter dem Blickwinkel des Poststrukturalismus nicht bestehen. Dennoch ist die moderne Subjekttheorie einer „autonomen Position des Subjekts“ (Hauskeller, S.9) noch immer Bestandteil westlichen - und besonders – wissenschaftlichen Denkens und zugleich „das programmatische Selbstbild moderner Gesellschaften“ (Hauskeller, S.10). Das Paradox, das Hauskeller diagnostiziert, besteht in der deklarierten Freiheit des Subjekts: „seine Freiheit des Denkens und der Phantasie“, die eine genaue Konzeption der Kräfteverhältnisse, in denen es sich befindet, verhindert und so einen Widerstand dagegen unmöglich macht (Hauskeller, S.11).

Das Subjekt und seine historischen Auslegungen stellen ähnlich der Diskurs- und Machtkonzeptionen bei Foucault ein Kernmotiv dar:

„Mein Absicht war [...], eine Geschichte der verschiedenen Verfahren zu entwerfen, durch die in unserer Kultur Menschen zu Subjekten gemacht werden. Meine Arbeit befasste sich darum mit drei Weisen der Objektivierung, die Menschen in Subjekte verwandeln. Zunächst waren da die Untersuchungsverfahren, die sich den Status von Wissenschaften zu geben versuchen. [...] Im zweiten Abschnitt habe ich die Objektivierung des Subjekts durch das, was ich Teilungspraktiken nennen werde, untersucht. Das Subjekt ist entweder in seinem Inneren geteilt oder von den anderen abgeteilt. [...] Schließlich habe ich versucht, die Art und Weise, in der ein Mensch sich selber in ein Subjekt verwandelt, zu untersuchen. [...] die Analyse von Macht ist selbstverständlich unumgänglich. Denn wenn das menschliche Subjekt innerhalb von Produktions- und Sinnverhältnissen steht, dann steht es zugleich auch in sehr komplexen Machtverhältnissen“ (Foucault, Das Subjekt und die Macht, S.243).

So zeigt sich das erkennende Subjekt der Moderne als ein mit einem „Leib ausgestattetes, der ihm auch Körper ist“ (Hauskeller, S12), als mit Emotionen und Einbildungskraft bemittelt, auf die es sich reflexiv bezieht und grundsätzlich in der Lage, aus verschiedenen Möglichkeiten des Handelns zu wählen und diese dann auch auszuführen. Der Vorgang der Prozesswerdung, um den es Foucault erstrangig geht, wird als für den Subjektentwurf maßgeblich verneint bzw. verschwiegen.

Aus Foucaults genealogischer Sicht, die im Verhältnis zur archäologischen Diskursanalyse eher orientiert ist an der Analyse gesellschaftlicher Praktiken (vgl. Raab, S.30), kann das Subjekt nicht selbst als Ausgangspunkt seiner Reflexion gedacht werden. Der Einfluss der Sprache und der nicht-diskursiven Einflüsse gesellschaftlicher Machtverhältnisse ist bei der Entwicklung der Fähigkeit zur Reflexion von großer Bedeutung. „Es gibt kein sich selbst

erzeugendes Subjekt“ (Hauskeller, S.14). Die Selbstreflexivität ist gegeben, aber diskursiv geformt wie das Subjekt an sich (ebd.).

## 1.8 Subjektivierung

Foucault (Hauskeller, S.11) geht noch weiter in seiner Kritik des modernen Subjekts. Seiner Ansicht nach verkörperte das entstandene Bild das Subjekt als ein mit sich selbst identisches, ungeteiltes. Hauskeller liest seine Ausführungen so, dass die Moderne die Teilungspraktiken der Machtverhältnisse, in denen sich das Subjekt bewegt und die es aufspalten in „Selbstobjekt, Körper, Ich etc“ (ebd.) zu negieren versucht. Für Foucault bedeutet die Frage, was ein Subjekt *ist*, nicht den entscheidenden Kern der Subjektidee, sondern die Art und Weise, wie ein Subjekt *wird*. Diesen Vorgang nennt er die Subjektivierung. Subjektivierung ist ein komplexer Prozess, in dem Individuen aktiv bzw. reflexiv und gleichzeitig unter dem Einfluss gesellschaftlicher Verhältnisse eine identifizierende Positionierung vornehmen. Reflexion bedeutet eine Auseinandersetzung mit eigenen „Träumen und Phantasien“ (Hauskeller, S.18), mit Bedürfnissen und Entscheidungen, unter Verknüpfung mit gesellschaftlichen Kategorien und Mustern. Legt Foucault der Subjektposition einen Subjektivierungsprozess zugrunde, so ermöglicht dessen Historisierung, den Begriff der souveränen Subjektivität aufzusperren und für Bedeutungsverschiebungen zugänglich zu machen (Foucault, 1991, S.25).

Foucault unterscheiden drei konkrete Formen der Subjektivierung. Eine davon ist die Subjektivierung durch Wissenschaften. Die diskursiven Regeln wissenschaftlicher Diskurse, wie weiter oben beschrieben, die gewisse Ausschlussregeln implizieren, chiffrieren damit Zugangsqualifikationen, die für die Teilnahme an bestimmten Diskursen vorausgesetzt werden. Als gegenständliche sozio-politische Faktoren, die als vorbereitende Diskurse zu verstehen sind, wirken beispielsweise Erziehungsmethode, die durch ihre Wirkweise unterschiedliche Kompetenzen zur Aneignung von Diskursen vermitteln. Eine weitere Form der Subjektivierung besteht in der Objektivierung des Subjekts durch Teilungspraktiken. Das bedeutet, dass es eine soziale und in der Regel binär organisierte Kategorisierung der Subjekte gibt, die gesellschaftliche Normalität und Wirklichkeit fundamentieren, reproduzieren und repräsentieren.

Als dritte Form der Subjektivierungsweisen seien Foucaults Selbsttechniken genannt, mit denen er sich in seinen Werken „Sexualität und Wahrheit“ auseinandersetzt. Anhand einer historischen Analyse entwickelt Foucault hier das Thema des Geständnisses als eine Technik der Selbstprüfung, durch die das Subjekt in die Position rückt, die ihm immanente Wahrheit formulieren zu können. Auch hier rückt die Sprache in den Mittelpunkt des Interesses, weil sie in Form eines Geständnisses des Überschreitens von Verbots Grenzen selbst ein Werkzeug des Widerstands gegen das Verbot verkörpert. Das Individuum ist an dieser Subjektivierungsweise als konkret tätiges und sich hervorbringendes Subjekt beteiligt.

Darüber geschieht eine Verortung im Rahmen der sozial vorgegebenen ‚Normalität‘ (vgl. Hauskeller, S.19). Es besteht also durchaus die Norm, sich Normen zu unterwerfen, also ein gewisser Druck, dem Individuen ausgesetzt sind, entsprechende Kategorien zu bedienen. Das Konzept der Selbstidentität ist kein einheitliches, wie in der Moderne formuliert, sondern ein zerrissenes, ein zwischen den Erwartungen der Authentizität und der Anpassungen hin- und hergerissenes. Die unterstellte Homogenität des Selbst entpuppt sich als Konstrukt und in diesem Sinne als ein Mittel gesellschaftlicher Kontrolle (vgl. Raab, S.34f). Foucault unterstellt die Dezentrierung des Subjekts, nicht, wie ihm oft vorgeworfen wird (vgl. Raab, S.60; Hauskeller, S.19), dessen Auflösung. Subjektsein ist eine Vielfalt in sich, kein konkreter Ort, Identität ist prozesshaft und plural. „Nichtidentität“ (Hauskeller, S.19) ist für das Subjektsein konstitutiv und gleichzeitig befähigt es das Individuum, Widerstand zu leisten gegen die gesellschaftlichen Strukturen der Macht. Auf die Formen des Widerstands wird in einem späteren Kapitel unter Vertiefung der hier herausgearbeiteten Aspekte unter einem feministischen Blickwinkel eingegangen.

Aus den Überlegungen die Subjektivität betreffend stellen sich die Leit motive eines poststrukturalistischen Subjektcharakters wie folgt dar:

Der poststrukturalistische Subjektentwurf lehnt die Vermutung eines abgegrenzten, einheitlichen Subjekts ab. Im Gegensatz zur Idee der Aufklärung gibt es keine Vernunft als Eigenschaft des Subjekts, die seine Autonomie normativ begründen könnte.

Das Subjekt wird begriffen als diskursiver Effekt. „Das Subjekt konstituiert sich im Diskurs, indem es auf andere Diskurse imitativ oder dialogisch-polemisch reagiert und sich im Verlauf dieser Kommunikation für oder gegen bestimmte semantische Relevanzkriterien, Klassifikationen und Definitionen entscheidet. Seine Identität als sprechendes und handelndes Subjekt kommt im Diskurs als *narrativem Programm* (H. d. Verf.) zustande“ (Zima, S.15). Dadurch, dass das Subjekt Sprache benutzt, um Dingen Bedeutungen zuzuordnen, strukturiert es seine Wirklichkeit. Da es Sprache aus schon vorhandenen Diskursen konsumiert und

anwendet, entsprechen auch seine Definitionen, Strukturen und Relevanzen schon vorhandenen Wirklichkeitsinterpretationen. Das Subjekt agiert als dynamische Allianz von Individualität und Subjektivität. Diese Begriffe erklären sich bei Zima als „soziale Physis“ (Zima, S.20) (Individualität), den dem Individuum eigenen „Bedürfnissen, Eindrücken und Entwürfen“ (ebd.) und dementsprechend als „soziale Psyche“ (ebd.) (Subjektivität), der Verwirklichung der Individualität in Sprechen und Handeln. Die Bewegung, die sich in diesem Verständnis offenbart, lässt das Subjekt als Instanz weder ausschließlich konsistent noch zerfallen erscheinen.

### **1.9 Zusammenfassung: Dynamik des Subjekts**

Der Poststrukturalismus stellt die theoretisch-wissenschaftliche, aber auch politische Grundlage der vorliegenden Arbeit dar. Seine Wurzeln liegen in der linguistischen Theorie des Strukturalismus, in deren thematischen Interesse die Analyse des Zusammenhangs von Zeichen und Bedeutung lagen. De Saussure und später Lévi-Strauss entwickelten Theorien der Sprache, die von den später als Poststrukturalisten genannten Autoren wie z.B. Derrida und Foucault aufgegriffen und weiterentwickelt wurden. Derrida verfeinerte die Semiotik durch die Untersuchung der Qualität einer auf Differenz beruhenden Identität der Zeichen. Foucault widmete sich besonders der Funktion von Sprache im Zusammenhang mit Machtstrukturen und Prozessen der Subjektivierung. Der Poststrukturalismus stellt eine kritische Haltung der Infragestellung von als selbstverständlich wahrgenommenem dar. Er fragt nach den Ursprüngen, der Historizität und der politischen Dimension, also den strukturellen Bedingungen und Wirkungen von Phänomenen. Eines dieser Phänomene ist das Subjekt. Es repräsentiert eine Schlüsselposition innerhalb von Wissenschaft, Theorie und gesellschaftlicher Wirklichkeit. In der Form, wie das Subjekt gedacht wird, verdichtet sich der politische Hintergrund der denken Instanz. Das Subjekt des Poststrukturalismus macht sich sichtbar als ein dialektisch sich in Bewegung Befindliches.

## 2. Sozialisationstheorie

Im Folgenden wird es darum gehen, die Sozialisationstheorie, die hier verstanden wird als pädagogischen Handlungszielen zugrundelegend, in Entwicklung, Struktur, Aussagen und Begriffen zu erläutern. Vor dem Hintergrund dieser Ausführungen soll die sozialisationstheoretische Konzeption des Subjekts kritisch geprüft werden.

Um sich mit dem Objekt einer Theorie, in diesem Fall die konstitutiven Begriffe der Sozialisationstheorie, zu beschäftigen, bei der es um gesellschaftliche Einflussnahme geht, bietet es sich an, kurz zu überlegen, welche gesellschaftliche Dimension Theorien an sich haben (können). Sozialisation ist kein Vorgang, der sich gleich einer chemischen Reaktion - möglicherweise durch detaillierte Analyse des Endprodukts und daher ermittelte Inhaltsstoffe - auflösen und in seine einflussnehmenden Bestandteile zerlegen ließe. Daher werden im sozialisationstheoretischen Erkenntnisprozess Sprache, also Diskurs, und vor allem zuvor geleistete Definitionsarbeit zu unersetzlichen Werkzeugen der Theorie.

Wissenschaftliche Theorien unterliegen dem Anspruch, die „Begriffs- und Modellbildung in systematischer, kritischer und nachvollziehbarer Weise“ (Schmidt, 1995, S.239ff) zu thematisieren und darzustellen. Sie dienen damit als ein Pfeiler der symbolischen Ordnung einer Kultur. Es handelt sich bei ihnen um Konstruktionen zur Schaffung und Erhaltung der gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Aus metatheoretischer Perspektive lassen sich Kriterien für eine Theorie, die als zentrales Anliegen die Beschäftigung mit einem bestimmten ‚Objekt‘ formulieren, also die ‚Objekttheorie‘ festlegen. Unsere Objekttheorie dreht sich also um Prozesse und Begriffe der Sozialisation. Allerdings herrscht innerhalb der Sozialisationswissenschaften wenig Einklang über ein allgemeingültiges Konzept von Logik und Methode, innerhalb dessen eine eindeutige Definition der Sozialisation und ihrer potentiellen Wirk- und Abhängigkeitsmechanismen möglich wäre. Psychologie, Soziologie und Pädagogik entwickeln im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts zahlreiche Ideen, Thesen, Theorien, die sich mit der sozialen menschlichen Entwicklung und der Reziprozität der Rolle der Gesellschaft in diesem Zusammenhang beschäftigen, die sehr unterschiedliche Voraussetzungen in sich bergen, was zu problematischen Fragen führte wie z.B. der nach der Eindeutigkeit von „Erkenntnissen über die soziale Wirklichkeit“ (Tillmann, S.24), also einer Datengrundlage für wissenschaftliche Argumentationen.

Um uns die Möglichkeit zu eröffnen, mit den sozialisationstheoretischen Konzepten zu jonglieren, werden die zentralen Thesen dieser Theorie im anknüpfenden Teil in einer Rezeption ihrer Entstehungsgeschichte erläutert.

## 2.1 Sozialisationskonzepte und Geschlecht

Die Sozialisationstheorie am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts versteht sich als eine den Erziehungswissenschaften grundlegende Theorie, in deren Anspruch es liegt, grundsätzliche Begriffe und Prozesse des Heranwachsens zu untersuchen und konzeptionell zu formulieren. Im Kern ihrer Ansätze steht die Analyse der Entwicklung eines Menschen zu einem handlungsfähigen Subjekt, das unter dialektischen Bedingungen, als die die Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft bezeichnet werden, Erfahrungen mit seiner Umwelt als ein konstitutives Element seines Seins sammelt und daraus individuelle Eigenschaften wie auch kategoriale Merkmale in sich vereint.

Im Folgenden wird deutlich werden, dass es sich nicht um eine sich linear entwickelnde Theorie der Sozialisation handelt, sondern um ein vielgestaltiges Muster mit interdisziplinären Einflüssen. Es soll zu Beginn der Arbeit ein ausreichend komplexes Bild der Sozialisationstheorien gezeichnet werden, das eine Betrachtung ihres Ursprungs und zentraler Begriffe erlaubt. Diese werden innerhalb dieser Arbeit als Grundsätze pädagogischer Theorie und Praxis eingestuft. Daher bedeutet eine Auseinandersetzung mit sozialisationstheoretischen Ansätzen auch eine Reflexion pädagogischer Prinzipien.

Als gegenwärtig einflussreichste theoretische Entwicklung bedeutet das Konzept geschlechtsspezifischer Sozialisation, dass zentrale Positionen der klassischen Sozialisationstheorie aus anderen Perspektiven betrachtet werden, wie im zweiten Teil des Kapitels deutlich wird. Die Überlegungen, die in Bezug auf die Geschlechterproblematik innerhalb der Erziehungswissenschaften angestellt werden, stehen in direktem Zusammenhang mit der Klassifikation von Geschlecht als sozial relevanter Kategorie. Für die Praxis bedeutet dies, dass sich geschlechtsbezogene Jugendarbeit heute konzeptionell maßgeblich auf die These bezieht, dass die Erfahrungen von Lebenswelten geschlechtsabhängig sind.

## 2.2 Eine kleine Geschichte der Sozialisationstheorie

Zimbardo beschreibt im Glossar seines Psychologie-Standardwerkes: „Sozialisation: lebenslanger Prozess der Entstehung individueller Verhaltensmuster, Werte, Maßstäbe, Fähigkeiten und Motive in der Auseinandersetzung mit den entsprechenden Maßstäben der Gesellschaft“ (Zimbardo, 1992, S. 624). Zu einer solch einheitlich vertretbaren Definition gelangt die Sozialisationsforschung jedoch erst nach Jahrzehnten der Auseinandersetzung mit verschiedenen Theorien unterschiedlicher Wissenschaftsfelder.

Ende der 60er Jahre etabliert sich - zuerst in den englischsprachigen, später dann, in den 70ern, auch in den deutschsprachigen Sozialwissenschaften - eine Forschung, die sich der „interdisziplinären Betrachtung menschlicher Entwicklung“ (Tillmann, S.9)<sup>1</sup> widmet.

Sie versucht, den komplexen Prozess der Sozialisation genau zu definieren. Das heißt, es werden Formulierungen gesucht für die unsichtbaren Abläufe, in denen ‚Persönlichkeiten‘ bzw. ‚Subjekte‘ innerhalb einer Gesellschaft heranwachsen. Tillmann (Tillmann, Sozialisationstheorie, Hamburg 1989, S.22) stellt fest, dass sich an eine solche Theorie folgende Anforderungen ergeben: Sie muss in der Lage sein, ein System zu entwickeln, das die „ontogenetische Dimension des Lebenslaufs“ (ebd.) in seinen zentralen Mittelpunkt stellt und gleichzeitig davon ausgeht, dass das dazugehörige Wissen um gesellschaftliche Ansprüche sich vom Subjekt aktiv angeeignet wird.

Durch ihre Interdisziplinarität entstehen aber der Sozialisationstheorie Schwierigkeiten bei Definitionsleistungen beispielsweise bezüglich der Phasen dieses Prozesses, das heißt ihr Konzept erschließt sich erst durch die Betrachtung ihrer Ursprünge. Die sich heute als solche bezeichnende Sozialisationsforschung hat eine Geschichte, die einem Flickenteppich gleicht und in ihrer Vielfältigkeit Anleihen macht bei den Logiken von Psychoanalyse bis Gendertheorie.

Seit der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert entwickeln sich verschiedene und auch unterschiedlich motivierte Ansätze zur sozialen Genese des Menschen. Sie entstehen im Rahmen der Psychoanalyse, der Entwicklungs-, Kognitions- und Lernpsychologie sowie der Soziologie.

---

<sup>1</sup> Schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts schrieben beispielsweise Ross von ‚Sozialisation als sozialer Kontrolle‘ oder Giddings von der ‚socialisation‘ im Zusammenhang mit den Dynamiken zwischen Gruppe und Individuen (Geulen, S.22)

Die entworfenen Thesen und Theorien sollen alle unterschiedlichen Einfluss auf den Fortgang der Geschichte der Sozialisationsforschung haben, die sich als solche erst ab den 60er Jahren in Europa als eine eigenständige theoretische wie auch empirische Disziplin etablieren kann (Geulen, 1989, S.36).

Sigmund Freud begründet mit der Psychoanalyse eine bis in die sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts vielzitierte und damit eine der einflussreichsten Theorien zur menschlichen Psyche überhaupt. Das von Freud entwickelte psychoanalytische Instanzenmodell, das die menschliche Psyche unterteilt in Es (den Trieb, das Lustprinzip), Ich (das Bewusstsein, Gedächtnis und motorische Kontrolle) und Über-Ich (das Gewissen, die Repräsentation gesellschaftlicher Erwartungen), revolutioniert zu Beginn des Jahrhunderts die Psychologie.

Die Psychoanalyse ist in der Lage, entscheidende Impulse auch noch nach Einbuße ihrer umfassenden Popularität an unterschiedlichste Fachbereiche, eben auch die Sozialisationsforschung, weiterzugeben. Dazu gehört u.a. die Einsicht, dass in der Kindheit gesammelte Erfahrungen eine große Bedeutung für Biographie und Entwicklung des Menschen besitzt (Geulen, S. 26).

In den dreißiger Jahren allerdings besteht ein wissenschaftliches Bedürfnis nach einer Denkweise, die nur objektiv nachvollziehbare Tatbestände zulässt. Abseits von der Skeptikern metaphysisch anmutenden Theorie der Dreigeteiltheit der menschlichen Psyche orientiert sich die Lerntheorie an streng positivistischen (Geulen S. 27) Grundsätzen. Nach zahlreichen Versuchen an Tieren, die z.B. Pawlow oder Thorndike bekannt machen, entsteht die Idee, dass das menschliche Verhalten als Ergebnis von Erziehung auf einer Reihe von erlernten Reflexen beruht. Gelernt wird durch die Kopplung eines Reizes mit einer Reaktion, die je nach erwünschtem Ergebnis verstärkt (also belohnt) oder gelöscht (bestraft) werden. Die daraus weiterentwickelte Theorie Banduras über das Lernen durch Imitation bietet sozialisationstheoretisch interessante Aspekte wie z.B. Erklärungsansätze zur Konditionierung gefühlsgesteuerter Reaktionen. Doch selbst der bedingungslose Positivismus der Lerntheorie vermag nicht das Defizit aufzufangen, das dadurch entsteht, dass sie keine angemessene und ausreichend komplexe „Theorie des gesellschaftlich handlungsfähigen Subjekts“ zu formulieren wusste (Geulen, S.28).

In diesem Zusammenhang beginnt man, sich der Theorie Piagets zu erinnern, die bereits in den späten Zwanzigern entworfen worden war. Piaget studierte die Eigenschaften kindlichen Denkens und Urteilens und erarbeitete aus seinen Hypothesen und Untersuchungen ein „Phasenmodell der geistigen Entwicklung“ (Geulen, S.29). Die einzelnen Stadien der

Entwicklung von Wahrnehmen und Begreifen stellen aufeinander aufbauende Stufen dar, die zwar in ihrer Reihenfolge unabänderlich, nach Piaget aber wohl in ihrer Intensität und dem, was zuletzt als geistige Leistung erbracht wurde, beeinflussbar sind.

Im Verlauf dieser Entwicklungen verändert sich auch die Bedeutung der Empirie auf dem Gebiet der Sozialisation. Anfänglich nur als Unterstützung der zu überprüfenden Theorie (zu Beginn: die Psychoanalyse) betrachtet, verselbständigt sie sich im Rahmen einer sich autonom behauptenden Sozialisationsforschung und nimmt die Theorie eher als Impuls denn als wissenschaftlich überlegenen Part wahr. Ethnologische Untersuchungen der zwanziger Jahre stellten interkulturelle Vergleichsmöglichkeiten zur Verfügung. Vierzig Jahre später tritt nun diese Idee wieder in den Vordergrund: dass kulturelle Kontexte und innerhalb dieser Lebenswelten nicht zu unterschätzende persönlichkeitsbildende Faktoren darstellten (Geulen, S.35).

In der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts entsteht die Bestrebung, interdisziplinär sowie theorie- und praxisorientiert, Lösungen für aktuelle Problematiken zu finden. Neue Sozialisationszusammenhänge werden thematisiert, die Familie als alleinige Sozialisationsinstanz tritt immer weiter in den Hintergrund. Peer-group, Schule, Medien und Arbeitsplatz, innerkulturell (oder subkulturell) variierende Sozialisationsbedingungen rücken in den Mittelpunkt des sozialisationstheoretischen Interesses.

### **2.3 Sozialisation als Prozess**

Trotz der Uneinigkeit bezüglich Methodik oder bestimmter Begrifflichkeiten zwischen den einzelnen Disziplinen, die sich mit Sozialisation befassen, besteht für die Sozialisationstheorie die Notwendigkeit, eine allgemein anerkannte Definition dessen, was mit Sozialisation gemeint ist, zu finden. Tillmann ( Tillmann, S. 10) bedient sich der im „Handbuch der Sozialisationsforschung“ 1980 verfassten Erklärung, nach der es sich bei Sozialisation um einen „Prozess der Entstehung und Entwicklung“ handelt, der sich in „wechselseitiger Abhängigkeit von der gesellschaftlich vermittelten sozialen und materiellen Umwelt“ ereignet. Im Mittelpunkt steht dabei der Vorgang, in dem sich „der Mensch zu einem gesellschaftlich handlungsfähigen Subjekt bildet“ (Geulen, 1980, S.21).

Verschiedene Aspekte rücken hier ins Interesse der Forschung.

Zunächst kann festgestellt werden, dass es sich bei den einflussnehmenden Bedingungen (*gesellschaftlich vermittelte soziale und materielle Umwelt*) um sämtliche das Leben eines jeden Individuums betreffenden Einzelfaktoren handelt, sei es nun das elterliche Sprachverhalten, die sicherheitstechnische Ausstattung am Arbeitsplatz oder das Gruppengefüge in der Schulklasse. Laut Tillmann sind diese Bedingungen des Aufwachsens und Lebens „gesellschaftlich bearbeitet“ (Tillmann, S.11), sie befinden sich nicht in einem „natürlichen Urzustand“ (ebd.).

Weiterhin werden diese Faktoren immer unter dem Blickwinkel untersucht und interpretiert, welche Funktion sie für die Entwicklung einer gesellschaftlich kompatiblen Persönlichkeit besitzen. Das heißt also z.B., dass die Wohnsituation von Interesse ist, sofern sie Möglichkeiten oder Einschränkungen für Spiel- oder Arbeitsverhalten vorweist.

Die Sozialisation dauert eine Leben lang, „sie ist nie abgeschlossen“ (Prenzel, S.63)

Sie wird betrachtet als eine Art Programm, in dessen Verlauf sich das zu sozialisierende Subjekt, das als sozialisationstheoretisches Konzept noch zu erklären bleibt, in der Regel ein im Rahmen einer Gesellschaft aufwachsendes Kind, in Entwicklungsgängen einen Katalog an gesellschaftlichem Wissen bezüglich sozialen Verhaltens aneignet.

Dieser Wissenskatalog hat nun die Eigenschaft, nicht statisch zu sein, er variiert im Laufe der Evolution einer Kultur. Er ist zeit- und kulturabhängig. Eine öffentliche Kleiderordnung betreffend heißt dies z.B., dass es sowohl innerhalb einer Kultur Unterschiede geben wird, welches Verhalten zu einem bestimmten Zeitpunkt oder fünfzig Jahre zuvor als ‚angemessen‘ betrachtet wurde, als es auch in einer Gegenüberstellung zweier ungleicher Kulturen – sofern eine Form ‚öffentlicher Kleiderordnung‘ in beiden existiert – verschiedene Vorstellungen davon geben mag (vgl. Prenzel, S.63).

Sozialisationsvarianten lassen sich also unterscheiden nach Kultur, Epoche, nach Subkultur, Schicht und auch nach Geschlecht.

Sozialisationsbiographien sind einzigartig, keine Sozialisation gleicht einer anderen in ihrem Ablauf exakt. Aber gleichzeitig ist es so, dass sich Sozialisationsbedingungen strukturell – wie beispielsweise innerhalb einer bestimmten Kultur – ähneln können. Diese Tatsache ermöglicht interkulturelle Vergleiche und die Kategorisierung bestimmter Bevölkerungsgruppen z.B. nach Generationskohorten oder nach Geschlecht.

### 2.3.1 Sozialisationsinstanzen

Sozialisation an sich ist kein stofflich zu erfassender Gegenstand. Sozialisation ist ein Prozess. Genau wie die Tradierung kultureller Bräuche benötigt Sozialisation die zwischenmenschliche Kommunikation, die Sprache als Vehikel zum Transport der Informationen über gesellschaftliche Erwartungen, individuelle Fähigkeiten und kollektive Bedürfnisse. Mit Erwartungen ist an dieser Stelle der Anspruch gemeint, gesellschaftlich als notwendig definierte Normen zu verinnerlichen und innerhalb des Systems bestimmte, vorentworfene Rollen zu übernehmen und Funktionen zu erfüllen, um zur Beständigkeit des Systems beizutragen. Dazu lassen sich die Tradierung kultureller Bräuche wie beispielsweise gastfreundliches Verhalten oder Abgrenzungsmechanismen gegenüber Fremdartigem zählen, genauso wie das Wissen um die Merkmale dessen, was als vertraut oder fremd zu definieren ist.

Die Vermittlung dieser Ansprüche erfolgt also über Kommunikation. Diese ist abhängig von menschlichen Bindungen, also engeren Beziehungen zwischen Kulturvermittelnden und „Sozialisanden“ (Keuneke, S.16). Geulen und Hurrelmann entwarfen 1980 ein „Strukturmodell der Sozialisationsbedingungen“ (Geulen/Hurrelmann, 1980, S.64), in dem sie auf die verschiedenen und in komplexen Relationen zueinander stehenden Faktoren eingehen, die auf den Sozialisationsprozess einwirken. Nach ihrer Annahme stehen die Einfluss ausübenden Ebenen in einem hierarchischem Verhältnis zueinander (Tillmann, S.17). Ausgehend von der höchsten Ebene, den gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen, wirkt jede Stufe auf die nächstniedrigere und damit die folgenden mit ein, bis schließlich die Subjektebene erreicht ist mit ihren „Erfahrungsmustern, Einstellungen, dem Wissen, emotionalen Strukturen und kognitiven Fähigkeiten“ (Tillmann, S.18). Aber auch aufwärts können Wirkungen erzielt werden, das heißt auch immer die nächsthöhere Ebene wird durch die nachfolgende beeinflusst.

Die vier Ebenen, um die es sich nach Geulen/Hurrelmann handelt, sind

- das ‚Subjekt‘ selbst, dessen „Erfahrungsmuster, Einstellungen, Wissen, emotionale Strukturen und kognitive Fähigkeiten“ (Tillmann, S.18) noch während ihrer Entstehung erheblichen Einfluss aufeinander besitzen;

- die Ebene der Interaktionen und Tätigkeiten, zu der „Eltern-Kind-Beziehungen, schulischer Unterricht, „Kommunikation zwischen Gleichaltrigen, Freunden und Verwandten“ (ebd.) zählen;
- Institutionen wie Betriebe, Massenmedien, Schulen, Universitäten, Militär und Kirchen
- und
- die Ebene der Gesamtgesellschaft, deren Einfluss sich für Geulen/Hurrelmann darstellt in Form der „ökonomischen, sozialen, politischen und kulturellen Struktur“ (ebd.).

Tillmann unterscheidet hier zwischen der Mikroebene (der Subjektentwicklung und Interaktion) und der Makroebene (den gesellschaftlich-strukturierenden Elementen wie Politik und Kultur) (S.18). Seines Erachtens stellt sich der Sozialisationstheorie und –forschung die Aufgabe, dieses Schema aufzufüllen, das heißt, die Beziehungen der einzelnen Ebenen untereinander zu untersuchen und zu beschreiben.

### **2.3.2 Das Konzept der Aneignung**

Mit dem Anspruch, die Beziehungen zwischen Individuum, Umwelt und den sich individuell ausbildenden Eigenschaften zu analysieren, befasst sich das Aneignungsmodell, das die Beziehungen zwischen dem Individuum und der Umwelt in einem handlungsorientierten Sozialisationsmodell zu verbinden versucht. „Menschen sind nicht Opfer ihrer Sozialisation, sondern sie wirken auf sich und ihre Umwelt immer auch selber ein und entwickeln sich auf diese Weise zum handlungsfähigen Wesen“ (Tillmann, S.10).

Das zu Beginn in den die soziale Entwicklung des Menschen betrachtenden Wissenschaften vorherrschende Bild der Sozialisandin war bestimmt durch eine sehr asymmetrische Sicht des Sozialisationsprozesses. Es wurde angenommen, dass Sozialisation in einer „Prägung“ (ebd.) der Sozialisandin durch die entsprechenden Bezugspersonen stattfand, wodurch bestimmte gesellschaftliche Wertesysteme übertragen wurden, das heißt also, dass Normen einfach übertragen und übernommen wurden. Diese Sichtweise wurde im Laufe der Zeit durch eine andere ersetzt. Es kann, wie oben zitiert, davon ausgegangen werden, dass im Prozess der Sozialisation in einem wechselseitigen Übermitteln und Interpretieren von Handlung und Legitimation derselben besteht (Keuneke, S.16, vgl. Hagemann-White, 1993, S.69).

Scheu (Scheu, 1989, S.41) setzt beispielsweise ein politisches Lebensweltkonzept der Aneignung in einen kritischen Bezug zur geschlechtsspezifischen Entwicklung.

Ihrer Ansicht nach bedarf es eines besonderen Erklärungsansatzes, der in der Lage ist, den Mechanismen, nach denen sich Unterschiede zwischen Mann und Frau entwickeln, auf den Grund zu gehen. Die Besonderheit eines solchen Ansatzes besteht in seinem Standpunkt zur Sozialisation: sie wird betrachtet als „determiniert durch die konkreten gesellschaftlichen Verhältnisse“ (ebd.).

Nach der Geburt besitzt der Mensch keine „fertige Persönlichkeit“ (ebd.) im Sinne der Sozialisationstheorie, er ist noch nicht männlich oder weiblich. Während der Entwicklung, „d.h. im Prozess der aktiven Auseinandersetzung mit ihrer gesellschaftlichen, geschlechts- und klassenspezifischen Umwelt durch die Aneignung der spezifischen gesellschaftlichen Erfahrungen, die in Dingen und Handlungen vergegenständlicht sind“ (ebd.), entsteht Geschlecht erst. Die Bedingungen, die die jeweilige Umwelt der Individuen konstituieren, sind entstanden in einem historischen Prozess ideologischer bzw. ökonomischer Bewegungen. Das Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt stellt sich dar über seine Fähigkeit, sich mit den Dingen, Werkzeugen, anderen Menschen zu befassen, ihren Sinngehalt aufgrund ihres Nutzens für sich herauszufinden und sie in Tätigkeiten anzuwenden (Scheu, S.42). In diesem Prozess der Aneignung ist die Rolle des Menschen eine aktive, die Umwelt wird durch Teilnahme und Handlung beeinflusst und verändert. Zum Großteil besteht dieser Prozess in der Auseinandersetzung mit den in der Umwelt befindlichen Menschen, den sozialen Beziehungen, aus denen sich ein Gefüge aus Bezugspunkten ergibt, von denen jeder einzelne in jeder Interaktion bzw. Auseinandersetzung der wachsenden Persönlichkeit weitere Erfahrungspotentiale bietet.

Über das bedeutende Medium der Sprache werden u.a. in diesen Interaktionen Anschauungen vermittelt, die selbst auch Interpretationen und Betrachtungsweisen von Geschlecht beinhalten (Scheu, S.43). Es werden beim Zusammenspiel von Erfahrung „materieller gesellschaftlicher Produkte“ (ebd.) und zwischenmenschlicher Interaktion nicht nur die gesellschaftlichen Sinngehalte der Gegenstände vermittelt, sondern auch die sich dahinter befindenden Auffassungen von Geschlecht.

Aneignung besteht nun also darin, sich selbst – in diesem Fall in der Person der Sozialisandin – in ein Verhältnis zu setzen zu den sie umgebenden Bedingungen. Selbst wenn die Persönlichkeit an sich keine „fertige“, abgeschlossene ist, so beginnt doch mit der Geburt eine ständige Positionierung in Auseinandersetzung mit permanent sich verändernden Situationen menschlicher Kommunikation. In Interaktionen und aktiven Anwendungen werden

Erfahrungen, Wissen über Menschen, Beziehungen und Gegenstände dem eigenen Wissensschatz hinzugefügt.

„Die konkreten historischen Bedingungen, die die jeweils geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die Herrschaftsverhältnisse, die gesellschaftlichen Funktionen“ (Scheu, S.45) der Geschlechter ‚installieren‘ und weiterführend beeinflussen, sind also ausschlaggebend für die Entwicklung geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen und Eigenschaften und deren Rekonstruktion.

## **2.4 Geschlechtsspezifische Sozialisation**

Wie weiter oben erwähnt, entwickelten sich in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts neue Interessen, die den Blick auf gesellschaftliche Sozialisationsbedingungen veränderten. Tendenziell ging es der Sozialisationsforschung darum, zu untersuchen, wie gesellschaftliche Phänomene zu erklären waren, die sich z.B. darstellten in schichtenspezifischen Bildungs- und Arbeitsbiographien sowie herkunftsabhängigen Sprachverhalten, Subkultur und Lebensentwürfen und nicht zuletzt dem Geschlechterverhältnis (vgl. Geulen, S.39).

Mit direktem Bezug auf die kulturvergleichende Forschung der vierziger Jahre ( vgl. Tillmann, S.43) entwickelte sich eine Theorie, die im Gegensatz zur klassischen Sozialisationsforschung davon ausging, dass Geschlecht 1. eine forschungsrelevante Kategorie ist, da sie Alltagssituationen determiniert, und 2. keine Naturgegebenheit, sondern das Ergebnis von Sozialisation darstellt.

Bisher wurden als geschlechtsspezifisch identifizierte Unterschiede als durch das biologische Geschlecht festgelegt betrachtet und in dieser Form auch nicht als Schwierigkeit thematisiert, wie es mit schichtverbunden Unterschieden geschah (Brück et al., S.74). Im Gegenteil wurde hier davon ausgegangen, dass die vorgefundenen Verschiedenheiten bei Jungen und Mädchen ein Bedürfnis der Natur bedienten, indem sie zwei sich gegenseitig ersetzende Geschlechter geschaffen hatte. Die damit manifestierte Unveränderbarkeit der Geschlechtsrollen wurde nun in Frage gestellt. In kritischer Auseinandersetzung mit den klassischen Theorien der Sozialisationsforschung entwickelten Forscherinnen eine feministische Sozialisationstheorie.

Die ersten Perspektiven ergaben sich u.a. aus der Kritik an den klassischen Theorien der Sozialisationsforschung.

Chodorow interessierte sich besonders für die Herausbildung einer geschlechtsspezifischen Geschlechtsidentität bei Jungen und Mädchen (Brück et al., S.76). Ihrer Ansicht nach ergibt sich ein solches Ergebnis aus den unterschiedlichen „Ablösungsprozessen von der ersten Bezugsperson“, die sie in erster Linie in der Mutter sah. An dieser Stelle wird deutlich, dass Chodorow sich eng am psychoanalytischen Modell Freuds orientiert, dem sie gleichzeitig das entsprechende Vokabular entleiht. Weiterhin bezieht sie die gesellschaftliche Situation der Familie in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts mit ein. Dazu gehört beispielsweise, dass es eine klare Trennung der Rollen innerhalb der Familie gibt, nach der die Mutter für Haushalt und Kinder, der Vater für die außerhäusliche Tätigkeit des Geldverdienens zuständig ist. Daraus ergibt sich auch Chodorows Bild der Mutter als erste Bezugsperson. Nach Chodorows Theorie führt das hier aufgeführte, tendenziell mittelständische Familienmodell beim Jungen zu Abgrenzungsbestrebungen von der Mutter anstatt der Identifikation mit dem abwesenden Vater, während das Mädchen über eine starke Identifikation mit der Mutter und ihrer Rolle an dieselbe gebunden wird (Brück et al., S.77). Auch Dinnerstein (ebd.) sieht in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung einen entscheidenden Grund für die Entwicklung unterschiedlicher Sozialisationswege. Bei ihr kommt der Mutter die Rolle der Gebietenden zu, die von Kindern als mächtig erlebt wird. Der (ebenfalls als Bezugsperson abwesende) Vater wird hier zu einem Schutzpatron vor der mächtigen Mutter (ebd.). Dinnerstein nimmt an, dass der Junge sich seiner Zukunft als Patriarch schon bewusst ist, während das Mädchen erfährt, dass es nur durch eine Unterwerfung unter den männlichen Schutz der Mutter entkommen kann. Nach Dinnerstein liegt eine Lösung des Dilemmas darin, die gesellschaftliche Arbeitsteilung gezielt aufzulösen und Väter ebenfalls mit der Kindererziehung zu „beauftragen“.

Ähnliche Annahmen teilt auch Gilligan. Ihrer Ansicht nach entwickeln sich aus den unterschiedlichen Ablösungserfahrungen von Abgrenzung und Verbundenheit (ebd.) auch verschiedene Ausprägungen von Sozialverhalten und moralischem Urteil (ebd.). Bei heranwachsenden Jungen findet sich ein eher „abstraktes Ideal von Gerechtigkeit“ (ebd.) vor, derweil sich die Einstellung junger Frauen eher in Grundsätzen „sozialen, personenorientierten Handelns“ (ebd.) verortet. Daraus ergeben sich für Gilligan zwei grundsätzlich verschiedene Muster von Denken bzw. Fühlen: die weibliche Version ist eher geprägt durch vernetzendes, beziehungsorientiertes Denken und Entscheiden, die männliche durch Hierarchie- und Dominanzbewusstsein, welches durch gesellschaftliche Normen und

Werte verstärkt/belohnt wird. Laut Gilligan ist eine gesellschaftliche Anerkennung weiblicher Denk- und Handlungsmuster, der „weiblichen Moral der Anteilnahme“ (ebd.), nötig, um die Hierarchien der Geschlechter und damit die geschlechtsspezifischen Sozialisationsformen und Benachteiligung der Mädchen aufzubrechen.

Hagemann-White entwickelt ähnlich Chodorow und Dinnerstein eine feministische Kritik der Psychoanalyse, wobei sie sich besonders Freuds Theorie der weiblichen Sexualität widmet (Brück et al., S. 79).

Weitergehend stellt sie in ihrer Theorie neben der sozialisationstheoretischen Sichtweise auch eine umfassendere gesellschaftskritische Perspektive dar. Sie analysiert das System der Gesellschaft als ein zweigeschlechtlich organisiertes. Menschen ordnen sich selbst und andere einem der beiden ‚zur Verfügung stehenden‘ Geschlechter zu. Zwischenformen sind ausgeschlossen und werden als Abweichung registriert.

Hagemann-Whites weiteres Interesse gilt der näheren Untersuchung wissenschaftlich verwandter Begriffe wie z.B. „geschlechtstypisch“. Sie prüft zahlreiche Untersuchungen der Androgynitäts- (Hagemann-White, Sozialisation: weiblich – männlich, 1984) und Geschlechterforschung auf ihre Plausibilität hin und beschäftigt sich mit der Frage, inwiefern geschlechtsspezifische Sozialisation und Mythenbildung in bezug auf Geschlechtsstereotype zusammenhängen.

Ihre Herangehensweise ist im Gegensatz zu den zuvor genannten Theorien eine eher ganzheitliche, da sie psychologische und soziologische Annahmen miteinander verknüpft, um den Mechanismen der Konstruktion von Geschlecht auf die Schliche zu kommen.

Sie selbst sieht die Diskussion über weibliche und männliche Sozialisation kritisch, da der auf diese Art kreierte „weibliche bzw. männliche Sozialcharakter“ (1993, S. 68) genau den „kulturellen Geschlechterdualismus“ (ebd.) nachahmt und gleichzeitig die verfängliche Trennung zwischen Individuum und Gesellschaft manifestiert. Allerdings sieht sie die Auseinandersetzung mit der Problematik der Konstruktion von Geschlecht als eine notwendige an, wenn die „mit Geschlechtsbedeutung versehenen Elemente“ (S.76) des alltäglichen Lebens, die die konstitutive und symbolische Funktion haben, Geschlecht im Spiel mit den Individuen zu rekonstruieren, identifiziert werden sollen.

### 2.4.1 Das Erlernen von Geschlecht

„Jugendliche kommen real als Mädchen oder als Jungen vor“, beginnt Tillmann 1992 die Einleitung seines Buches „Jugend weiblich – Jugend männlich“. Im folgenden versucht er zu erklären, welche Konsequenzen dies hat: es gibt unterschiedliche Lebenswelten als Ergebnis unterschiedlicher Entwicklungsprozesse. Zu klären bleibt allerdings, ob Mädchen und Jungen real vorkommen und ob die zwei Geschlechter, wenn es so sein sollte, Voraussetzungen oder im Gegenteil selbst Konsequenzen unterschiedlicher Lebenswelten sind und worin diese Lebenswelten sich konstituieren.

Bilden versteht unter Sozialisation den Prozess, „in dem aus einem Neugeborenen ein in seiner Gesellschaft handlungsfähiges Subjekt wird“ (Bilden, Geschlechtsspezifische Sozialisation, 1989, S.297). In bezug auf Geschlecht heißt das für sie, dass die „Dynamik des Geschlechterverhältnisses als lebenslange Sozialisationsbedingungen für Frauen und Männer“ (ebd.) ununterbrochen Teil des Sozialisationsprozesses ist.

Für Tillmann bedeutet Geschlecht in ähnlicher Form „nicht nur eine biologische, sondern zugleich eine fundamentale soziale Kategorie“ (Tillmann, 1989, S.41). Geschlecht als „Merkmal“ (ebd.) hat seiner Meinung nach wie keine andere Einfluss auf individuelle und gesellschaftlich bedingte Erfahrungen und Erwartungen. Im Gegensatz zu anderen „sozialen Zugehörigkeiten“ (ebd.) ist Geschlecht eine Zugehörigkeit – etwa vergleichbar mit der Hautfarbe – ohne die Möglichkeit zu wechseln, sich also für ein anderes Geschlecht oder eine andere Hautfarbe zu entscheiden. Geschlecht kann also „im Sinne von gender als eine Kategorie sozialer Struktur bzw. als ein duales System von Symbolisierungen“ (Bilden, S.280) verstanden werden.

Die Sozialisationsforschung verfolgt das Ziel, den Erwerb dieser ‚ein Geschlecht symbolisierenden Geschlechterrolle‘ und die Aneignung geschlechtstypischer Verhaltensweisen zu untersuchen und zu erklären.

Es wird die Ansicht vertreten, dass Kinder die „Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit“ (Brück et al., S. 85) verinnerlichen, indem sie die in ihrer Umwelt bestehenden Netzwerke zu erkennen und zu benennen lernen. Diese Alltagstheorie besagt im wesentlichen, dass Menschen sich eindeutig einem von zwei Geschlechtern zuordnen lassen und dass diese Zuordnung nicht beliebig veränderbar ist. Die Ordnungskriterien sind eine Vermischung biologischer und verhaltensbezogener Eigenschaften, die hierarchisch gegliedert sind. Die

Wahrnehmung von Verhaltensweisen als mit biologischen Merkmalen kausal verknüpft wird in einem Prozess der Imitation erlernt. Die Reaktion des sozialen Umfelds vermittelt dem Kind die Qualität seines Verhaltens nach normativen Vorgaben. D.h., verhält sich das Kind nicht dem ihm zugeordneten Geschlecht gemäß, wird dies entsprechend missbilligt. Das Ziel der Vermittlung ist die Reproduktion des nach der Alltagstheorie von Geschlecht als natürlich eingestuften Geschlechtersystems. In einem reziproken Verhältnis zur Reproduktion der Zweigeschlechtlichkeit steht die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung.

### **2.4.2 Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung**

Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung bezeichnet im Gefüge der „Grundstrukturen patriarchaler kapitalistisch-industrieller Gesellschaften“ die Aufteilung der anfallenden Tätigkeiten auf strukturell legitimierte Gruppen. ‚Männern‘ bzw. ‚Frauen‘ kommen unterschiedliche Aufgaben zu, die innerhalb des Geschlechts variieren, aber sich stark voneinander abgrenzen. Verbunden sind mit diesen Aufgaben gesellschaftliche Erwartungshaltungen und rigides Rollendenken.

Die zu den kindlichen Lebenswelten zählenden Elemente, die ihr Spiel, ihre Interaktion miteinander und mit anderen, seien es Familienmitgliedern oder peers (Bilden, S.283), bestimmen, sind meist schon in ein System aus Symbolen und Repräsentationen geschlechtsspezifischer Rollenerwartungen eingebunden. Bilden identifiziert ‚geschlechtstypische Spielzeuge‘ (wobei immer wieder die durch Hagemann-White verdeutlichte Problematik der Definition von ‚geschlechtstypisch‘ im Blick bleiben sollte: inwieweit determinieren wir ein Kind bzw. sein Geschlecht bei der begrifflichen Einordnung eines Spielzeuges als ‚geschlechtstypisch‘?) und Spiele als „Einübung in und Vorwegnahme der Arbeitsteilung nach Geschlecht“ (ebd.).

Lebensplanungen und –entwürfe sind in unserer Gesellschaft stark ausgerichtet an der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung; sie bestimmt Selbstverständnis, Lebenswelten und Alltagspraxis junger Frauen (vgl. ebd.).

Der wissenschaftliche Blick auf die gesellschaftliche Arbeitsteilung nach Geschlecht entwickelte sich seit der kulturanthropologischen Studien Meads zu einer kritischen Betrachtung (Tillmann, S.46). Hier wurden die Tätigkeiten unterteilt nach Gesichtspunkten wie ‚außer- und innerhäusliche‘ sowie reproduktive und produktive (ebd.) und in eine

Relation zur westlichen Bipolarität von Geschlechterverhältnis und Arbeitsteilung gesetzt. Das heißt genauer, dass unterschiedliche Tätigkeiten durch die Forschenden unterteilt wurden in ‚Frauen- und Männersache‘. Die Einteilung, wenngleich in Anführungszeichen gesetzt, mutet wenig reflektiert an, da das Maß, an dem die Tätigkeiten in ihrem geschlechtlichen Charakter gemessen wurden, ein industriestaatlich entworfenes war. An dieser Stelle wird deutlich, dass ein vorsichtiger Umgang mit Begriffen nötig ist. ‚Frauensache‘ steht als Zeichen mit symbolischem Gehalt, dessen Merkmale kulturvermittelt sind. Problematisch erscheint hier die Festschreibung geschlechtsspezifischer Merkmale. Tillmann verkürzt die Systeme der Arbeitsteilung vorindustrieller Kulturen auf eine mythisch-biologisch legitimierte Ideologie (vgl. Tillmann, S.48), was er dazu benutzt, im Vergleich mit der westlichen Kultur als ‚entwickelte Gesellschaft des 20. Jahrhunderts‘ ein geschlechtsspezifisch organisiertes Arbeitssystem als evolutionsbedingt überholt und somit in der industriellen Gesellschaft als überwunden darzustellen. Ein solche Sichtweise ist schwierig, da die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung westlicher Kulturen sich subtil, aber hartnäckig hält und die Hierarchisierung der Geschlechter reproduziert (vgl. Bilden, S.283).

Die Problematik besteht zum einen darin, dass die Aufteilung der Arbeit auf die Geschlechter, nach der der Mann in erster Linie zuständig ist für die außerhäusliche Erwerbsarbeit, eine ökonomische Abhängigkeit der Frau vom Mann einschließt (Scheu, 1989, S.21). Das gesellschaftliche Leben ist gegliedert in private und öffentliche Gebiete. Die in den privaten Bereichen angelegten Aufgabenfelder kommen nach der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung der Frau zu. Es handelt sich hier um traditionell wenig anerkannte und für die Öffentlichkeit quasi unsichtbare Arbeit. Die dichotom angelegte Organisation der Gesellschaft erfordert komplementäre Geschlechter. Scheu hebt hervor, dass es sich hier um einen Teufelskreis handelt: die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung verlangt nach einer geschlechtsspezifischen Sozialisation (ebd.), welche erneut die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung reproduziert. Das Mädchen muss entsprechende Fähigkeiten und Eigenschaften entwickeln, damit es den an es gestellten Forderungen, die mit den ihm strukturell zugewiesenen Aufgaben zusammenhängen, im wahrsten Sinne des Wortes gewachsen ist.

„Emotionalität, Passivität, Personenzentriertheit, Gewissenhaftigkeit, Pflichtbewusstsein, Hilfsbereitschaft, Selbstüberwindung, Rücksicht, Unterordnung, Demut, Freundlichkeit, Ordentlichkeit, schnelle repetitive Tätigkeiten, monotone Tätigkeiten, Fingerfertigkeit, geringes Selbstbewusstsein usw. sind sowohl Voraussetzungen dieser Funktions- und Arbeitsteilung, wie deren ständiges Resultat.“ (Scheu, S.22)

Scheu stellt die Hierarchisierung einer solchen Arbeitsteilung fest, die die Menschen in zwei Kategorien einteilt und aneinander misst, und setzt sich mit der Frage auseinander, welchen Ursprung die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung hat und wie ihre Legitimität dauerhaft wieder/hergestellt wird (Scheu, S.23).

Sie macht drei theoretische Ansätze aus. Als erstes erklärt sie den biologistischen Ansatz. Es wird hier davon ausgegangen, dass die „Unterschiede zwischen Männern und Frauen“ einen biologischen, also sprich: körperlich bedingten Ursprung haben. Diese Unterschiede werden hier nicht noch einmal genauer definiert, aber aus dem Kontext heraus können sie identifiziert werden als bestehend in Verhaltensmustern, Vorlieben und Fähigkeiten, und zwar eher gemessen an einer Alltagstheorie von Geschlecht denn an wissenschaftlich nachvollziehbaren Beobachtungen. Daran angelehnt wird die Wahrheit bzw. Natürlichkeit der Unterlegenheit der Frau. Zweitens nennt Scheu (ebd.) eine Art weiterentwickelten, kritischeren Biologismus. Hier kommt der Einfluss interaktionistischer Theorien zur Geltung: der Mensch ist Produkt seiner Verhältnisse (Nähe zur klassischen sozialistischen Theorie), aber die Frau immer anders als der Mann. Ihr Anderssein wird gemessen an der Allgemeingültigkeit männlicher Wesenszüge; das Bild der Frau vereint in sich männliche Abgrenzungsbestrebungen durch mythische Konstruktionen und das politische Bedürfnis, den Menschen als aufgeklärtes Subjekt wahrnehmen zu wollen (vgl. Scheu, S. 24). Als dritten Ansatz nennt Scheu den der „totalen gesellschaftlichen Bedingtheit“ (ebd.). Geschlecht wird nicht als etwas Naturegegebenes gesehen, sondern in allen Ausprägungen als Konstruktion der entsprechenden kulturellen Bedingungen.

### **2.4.3 Die Aneignung der „Grammatik von Geschlecht“**

Es kann 1. davon ausgegangen werden, dass Kinder die Welt nicht genauso erleben wie Erwachsene und sie 2. nach anderen Begriffen einteilen als diese (Brück u.a., S.82). Sie sind schon relativ früh, etwa mit drei, vier Jahren in der Lage, Menschen in männlich oder weiblich einzuteilen. Sie richten sich dabei nicht nach biologischen Merkmalen wie beispielweise den Genitalien (Brück, S.81). Maßgebend scheinen hier die „sichtbaren sekundären (Busen der Frau, Bartwuchs des Mannes)“ und die ‚tertiären‘ (z.B. motorische Merkmale und Stimmhöhe) Geschlechtsmerkmale zu sein (ebd.) Nach Brück et al. leisten die Interaktionen, Beziehungen und Netzwerke, die in der Umwelt des Kindes zu finden sind,

genügend Material, nachdem das Kind erkennen kann, dass es zwei – und zwar hierarchisch voneinander abhängige – Geschlechter geben muss. Es werden implizit eine Reihe von Erwartungen bezüglich geschlechtsspezifischem Rollen- oder sonstigem Verhalten transportiert, so dass sich dem Kind ein kompliziert geflochtenes Modell aus Erwartungen und Regeln eröffnet (ebd.). Kinder wissen schon früh genau, um welches Geschlecht es sich handelt, aber sie können nicht erklären, woran sie es erkennen. Es scheint, als ließe sich eine Grammatik von Geschlecht erkennen, die durchaus gemäß der Regeln angewandt wird, so wie Sprache angewandt wird, ohne die Regeln explizit zu kennen (ebd.).

Geschlechtliche Sozialisation bedeutet also nicht allein, im Rahmen der an sich gerichteten Erwartungen aus dem engeren Umfeld seine eigene geschlechtliche Rolle zu erlernen. Auf eine Makroebene gehört es ebenso dazu, die Beziehungen der Personen im gesellschaftlichen Umfeld zueinander verstehen zu können. Zahlreiche subtile Faktoren der Alltagsorganisation tragen dazu bei, dass Kinder Hierarchie und Bedeutung von Macht verinnerlichen. Die Grammatik von Geschlecht wird auf – besonders für erwachsene und in dieser Form schon funktionalisierte Individuen – unzählige Arten und auf allen gesellschaftlichen Ebenen der Kommunikation, von der Fernsehwerbung bis zur Stellenverteilung im Kindergarten, repräsentiert und reproduziert (Brück et al., S.83).

In der Pubertät, Brück et al. machen hier keine genauere Altersangabe, kippt dann der Prozess von einer Identifikation mit einem Geschlecht mehr und mehr in Richtung der Erfahrung der Erwartungshaltung, die mit der zu erwerbenden Geschlechtsidentität verbunden ist. Während es sich also vorher um ein Einordnen der Menschen in zwei Schubkästen handelte, so kommt nun der Faktor dazu, dass das eigene erkannte (biologische) Geschlecht auch nach außen kenntlich gemacht werden muss und Rollenverhalten und Sexualität eine entscheidende Bedeutung für die Lebenswelt Jugendlicher einnehmen. Hier beginnen sich die Sozialisationskarrieren von Jungen und Mädchen augenscheinlich zu unterscheiden. „In der Vorpubertät war es Mädchen häufig noch gestattet, sich ‚wie ein Junge‘ zu verhalten.“ Brück et al. beschreiben, dass es zu der nun zu erfüllenden weiblichen Rolle eines Mädchens gehört, eine Jungenfreundschaft, eine engere Beziehung mit einem Jungen einzugehen, als dies vorher der Fall war (Brück et al.S.85). Sie erklären, dass es schichtspezifische Unterschiede gibt, wie sich der nun entstehende Druck auf Mädchen auswirkt. Beziehungen finden – ob gleich- oder gegengeschlechtlich – in Zweierkonstellationen statt. Untersuchungen haben den Widerspruch gezeigt, dass gleichgeschlechtliche Beziehungen von Mädchen eher aufgrund einer gemischtgeschlechtlichen Partnerschaft aufgegeben werden, aber gleichzeitig eine sehr große Rolle für die Mädchen spielen (ebd.). Es offenbart sich also hier schon eine deutliche

Diskrepanz zwischen den Bedürfnissen von Mädchen und den gesellschaftlichen Erwartungen heterosexueller Geschlechterbiographien. Auch für die Ausbildungs- und Berufswahl scheinen die Einflüsse nicht unerheblich zu sein. Brück et al. zitieren eine amerikanische Untersuchung, nach der Mädchen sich das Ziel setzen, einen höheren „Ausbildungs- oder Berufsstatus“ (ebd.) zu vermeiden, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, dass ihr potentieller späterer Partner höher qualifiziert ist als sie. Diese Tatsache lässt verschiedene Interpretationen zu, was aber deutlich wird, ist dass das Geschlecht für biographisch relevante Entscheidungen eine große Rolle spielt.

Brück et al. konstatieren an dieser Stelle, dass ein Zusammenhang zwischen dem Selbstbewusstsein – das sie ebenfalls als Sozialisationseffekt und damit beeinflussbar (vgl. Brück et al., S.85) betrachten – und den Entscheidungen der Lebensplanung besteht. Für die Ziele und Methoden der Sozialisationstheorie bedeutet dies, dass eine ein hohes Selbstbewusstsein begünstigende Erziehung im Interesse der Heranwachsenden läge und damit in einem Erziehungskonzept besondere Beachtung finden sollte.

Geschlechtsspezifisches Verhalten wird unter dieser Setzung betrachtet als ein erlernbares Programm an Verhaltensweisen, die eine eindeutige Zuordnung zu einem der beiden Geschlechter ermöglichen sollen. Diese Verhaltensweisen werden von der Sozialisandin nach dem Konzept der Aneignung übernommen und haben biografierelevante Konsequenzen. Dieser Aspekt spielt nach dem Konzept der geschlechtsspezifischen Sozialisation strukturell auf verschiedenen Ebenen individueller Erfahrung des Aufwachsens eine große Rolle.

#### **2.4.4 Körpersozialisation**

Das Verhältnis zum eigenen Körper und der Umgang mit den Veränderungen während des Heranwachsens sind maßgeblich erlernte Faktoren. Sie sind beeinflusst durch geschlechtsspezifische Lebenswelten und gleichzeitig wesentlich für die Ausbildung einer individuellen Inszenierung der eigenen Person (vgl. Bilden, S.283). Körper entwickelt sich zu einem zentralen Ort der Identifikation des eigenen Geschlechts. Er spielt in bestimmten Lebensabschnitten, wie z.B. während der Pubertät, für die Selbstwahrnehmung eine zentrale Rolle.

Bilden stellt besonders die Genitalien als identifizierende Merkmale heraus (Bilden S.284), wobei sie das kulturell bedingte Interesse am Penis in Vergleich zur „Unsichtbarkeit“ der

Vulva (ebd.) betont. Während der Penis zu einem Symbol stilisiert wird, das Macht, Sexualität und auf eine visualisierende Art Geschlecht repräsentiert, versinnbildlicht die Vulva nichts Vergleichbares. Diese Aussage muss in ihrer kulturellen Abhängigkeit gesehen, das heißt, Symboliken können in einer anderen Kultur andere und weniger hierarchiebezogen sein.

Der Umgang mit der Körperlichkeit ist ein erlernter, dessen Studium einen wesentlichen Teil der Sozialisation ausmacht.

Im Rahmen konstruktivistischer Geschlechterforschung wird die Sozialisation des Körpers verstanden als eine Schulung der Darstellung von Geschlecht. Nicht nur die Benennung der Genitalien – oder eben die Geheimhaltung ihrer Existenz –, sondern auch die Körpersprache kann als Geschlechtsinszenierung betrachtet werden. Henley (Henley, 1988, S.198) bezeichnet diese Unterschiede im nonverbalen Verhalten als „tertiäre Geschlechtsmerkmale“, worunter sie eine Ansammlung von Verhaltensweisen – von der geschlechtstypischen Kopfbewegung bis zum körperlichen Raumverhalten – versteht, die sich ausnahmslos als Effekte eines Lernprozesses offenbaren.

„Körperlichkeit ist nicht einfach gegeben, sondern kulturelles Symbol“, fasst Bilden zusammen. Und jegliche Art von Kommunikation, Interaktion, ja auch nur Bewegung dient dazu, unser ‚körperliches Geschlecht‘ als solches kenntlich zu machen und uns selbst und anderen eine Identifikation mit einem Geschlecht zu ermöglichen (Bilden, 1989, S.284). Dies geschieht in höchst subtil und unbewusst ablaufenden Prozessen. Menschen sind sich selten darüber klar, dass sie mit der Art, in der sie eine Kaffeetasse halten, einem geschlechtstypischen Ideal zu folgen versuchen, um ihren Kommunikationspartnerinnen zu signalisieren, dass sie wirklich sind, wofür sie gehalten werden. Diese Tatsache weckte das Interesse der Forscherinnen für die Lebenswelten Transsexueller (Bilden, 1989, S.284), auf die hier nicht im Einzelnen eingegangen werden soll, die aber dennoch wichtige Impulse zur Thematik des doing gender, also der Inszenierung von Geschlecht gegeben haben. In den Erfahrungen Transsexueller gehört die Umsetzung der tertiären Geschlechtsmerkmale nicht qua Sozialisation zum Repertoire der Verhaltensweisen. Was von ihnen in der Sozialisation erlernt wurde, bietet keine identifikatorischen Chancen, und im Gegenteil versuchen Transsexuelle die Merkmale zu verinnerlichen, die die Zugehörigkeit zum anderen Geschlecht signalisieren sollen. Es geschieht eine mehrfache Stilisierung von Geschlecht: Geschlechterbilder basierend auf Stereotypen werden imitiert und die so nachgestellten personifizierten Bilder entsprechen einem Ideal bedeutend eher als ein dementsprechend sozialisierter Körper dazu in der Lage wäre.

### 2.4.5 Emotionale Sozialisation

Bilden bemüht sich, den Sozialisationsprozess nicht allein prozessual in kausal aufeinanderbauende Abschnitte einzuteilen. Sie sieht auch deutlich trennbare Enklaven, in denen relevante Sozialisationsvorgänge ablaufen, auf inhaltlicher Ebene, das heißt, sie unterscheidet auch zwischen körperlicher und emotionaler Sozialisation (vgl. Bilden, 1989, S.285).

Bisherige Versuche der Sozialisationsforschung, geschlechtsspezifische Unterschiede festzustellen bewegten sich auf der Ebene kognitiver Fähigkeiten (vgl. ebd.).

Die alltagstheoretischen Annahmen über die emotionale Konstitution der Geschlechter und besonders die Unterschiedlichkeit ihres Empfindens machen einen entscheidenden Teil der Geschlechtsrollenstereotypen aus, wobei sie einerseits Teil der Reproduktion des Geschlechterverhältnisses sind, andererseits ebenfalls reproduzieren.

Ähnlich wie auch bei der Körpersozialisation spielen hier Erwartungshaltungen der sozialisierenden Personen eine große Rolle. Bilden schreibt (Bilden, 1989, S.285): „Männlichkeits/Weiblichkeitsvorstellungen gehen in direkte und indirekte Prozesse emotionaler Sozialisation ein.“

Diese Erwartungen beeinflussen das Verhalten der Erwachsenen gegenüber den Kindern so sehr, dass – wie Bilden Hochschild zitiert – gewisse „Gefühlsregeln“ vermittelt werden. Empirische Untersuchungen haben gezeigt (vgl. Bilden, ebd.), dass die Interaktion zwischen Eltern und Kindern sich stark abhängig vom Geschlecht des Kindes präsentiert.

Säuglinge entwickeln schnell ein Repertoire an Gefühlsäußerungen, und während das der Jungen durch eher imitierende Reaktionen der Eltern beantwortet wird, wechseln die Reaktionen auf die Äußerungen weiblicher Säuglinge, so dass sich deren Repertoire erweitern kann (ebd.). Mit dem Einsatz der Sprache wird eine ähnliche Tendenz deutlich.

Die hier erlernten Gefühlswebmuster stellen für die spätere Selbstkonzeption und die Fähigkeit, in Interaktionen handlungsfähig zu bleiben, einen wichtigen Faktor dar (Bilden, 1989, S.286).

## 2.5 Sozialisationstheoretische Begriffskonzepte

Wie im vorangehenden Teil dieses Kapitels verdeutlicht werden sollte, nutzt die Sozialisationstheorie bestimmte, oft vielschichtige Begrifflichkeiten, hinter denen sich eine Geschichte und damit verbunden Überzeugungen verbergen. Um die Bedeutungen dieser historisch gewordenen Wortgebäude und damit das implizit transportierte Menschen- bzw. Weltbild zu erkennen, sollten sie kontextbezogen untersucht werden. Als der Sozialisationstheorie zugrundeliegende Kernbegriffe verstanden und gleichzeitig in einem engeren Zusammenhang stehend sehe ich die Grundgedanken der ‚Persönlichkeit‘, des ‚Subjekts‘ und des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft, die ich im folgenden näher betrachten will. M.E. nach erlaubt die Betrachtung der Art und Weise, in der Theorien bestimmte Begriffe zu aussagekräftigen Termini der Bezeichnung werden lassen, einen sensiblen Blick auf weltanschauliche Denkweisen dieser Theorie. Damit bietet sich die Möglichkeit, die Theorien unter wissenschaftspolitischen Fragestellungen bezüglich ihrer Zielsetzung einzuordnen. Ein solches Interesse an der Herkunft des Subjektbegriffes empfiehlt sich im Zusammenhang mit der zu Beginn gestellten Frage: Was ist eigentlich ein Mädchen und wie wird es gemacht?, da Sozialisationstheorie und Erziehungswissenschaft in Bezug auf das Individuum auf relativ stabile Begriffskonzepte zurückgreifen. Interessant ist hier nicht allein der Subjektbegriff, der uns aufgrund seiner bewegten Geschichte wesentlich interessiert, sondern im näheren Zusammenhang damit der Begriff der Persönlichkeit und worin die Sozialisation die entscheidenden Unterschiede sieht.

### 2.5.1 Persönlichkeit

Als Ziel des Sozialisationsprozesses nennt Tillmann die „Entwicklung und Veränderung der menschlichen Persönlichkeit“ (Tillmann, S.11) und betont, dass einer solchen Feststellung eine Definition von Persönlichkeit implizit ist, die offengelegt werden sollte, um das Konzept von Sozialisation zu vervollständigen.

Persönlichkeit besteht seiner Auffassung nach aus einem System an „Merkmalen, Eigenschaften, Einstellungen und Handlungskompetenzen“ (ebd.). Dieses Muster, das einen Menschen ausmacht, entsteht laut Tillmann im Laufe der eigenen Lebensgeschichte als

Summe seiner Erfahrungen. Dieser Persönlichkeitsbegriff umfasst zwei Ebenen desselben Systems: die Ebene der äußeren Merkmale, die leicht für andere zu erkennen ist, und ebenso die Ebene innerpsychischer Strukturen. Dazu gehören „Gefühle und Motivationen“ wie auch „Wissen, Sprache und Werthaltungen“ (ebd.). Tillmann sieht es als Aufgabe der Sozialisationsforschung, dem Zusammenhang dieser beiden Ebenen nachzugehen und herauszufinden, in welcher Art und Weise die äußeren Merkmale und Signale mit den inneren Eigenschaften und Einstellungen zusammenhängen.

Individualität bezeichnet Tillmann (Tillmann, S.12) als Konsequenz der Besonderheit eines jeden persönlichen Gefüges aus Eigenschaften und Merkmalen und somit als vergleichbaren, wenn auch komplementären Anteil der Persönlichkeit wie den „Sozialcharakter“ (ebd.). Hiermit benennt er (nach Riesmann, 1958) die kennzeichnende Gemeinsamkeit verschiedener Mitglieder einer Gruppe, die in einem Pool gesellschaftlicher (oder kultureller), objektiver Erfahrungen besteht.

Scheu (Scheu, S.38) entwirft eine mehr politisch orientierte, lebensweltbezogene Definition von Persönlichkeit. Eine solche Interpretation entwickelt sich zu einer theoretischen Strömung, die sich in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts in den Sozialwissenschaften abzeichnet und für die folgenden Jahrzehnte geisteswissenschaftlicher Forschung einflussreich bleibt. Auch wenn der Mensch als „biologisch-soziales Wesen“ (Scheu, S.39) betrachtet wird, so stellen sich biologische Merkmale ihrer Ansicht nach relativ unbedeutend für die Entwicklung der Persönlichkeit dar. Der Mensch befindet sich vielmehr in einem komplexen Gefüge aus gesellschaftlichen (etwa vertikal zu betrachtenden) und historischen (eher horizontalen) Bezügen, aus dem sich Leben und Entwickeln unter konkreten Bedingungen ergeben. Die Persönlichkeit „ist ein gesellschaftliches Wesen, dessen maßgebliche Eigenschaften, Fähigkeiten, Äußerungen und Besonderheiten Produkt ihrer Gesellschaft, ihrer Zeit, ihrer sozialen Position und Funktion sind“ (Scheu, ebd.). Sie ist gekennzeichnet durch Denken und Bewusstsein (Scheu, S.40). Als „Ausdruck der realen gesellschaftlichen Verhältnisse“, in denen sich die Person bewegt, besitzt sie die Fähigkeit bzw. die Aufgabe, sich Ziele zu setzen und diese zu verfolgen. Die Persönlichkeit hat die Eigenschaft einer dynamischen Veränderbarkeit, die sich in direkter Abhängigkeit zur gesellschaftlichen Position, also Klasse, Geschlecht, Alter etc. befindet. Dynamik und Abhängigkeit von Umständen veranschaulichen die Möglichkeit, die Persönlichkeit zu bilden und ihre Entwicklung zu beeinflussen.

Die Unterschiede zwischen einem sozialistischen und einem eher traditionellen Ansatz besteht in der Form, wie sie Umwelteinflüsse unterschiedlich gewichten: aus sozialistischer

Sicht ist der Mensch ein Effekt seiner Lebensbedingungen, während traditionell das Schicksal des einzelnen zum großen Teil in dessen eigenen Händen liegt.

Nach Tillmann besteht das Ziel der Sozialisation gerade darin, eine Persönlichkeit gleichzeitig individuell und als sozialen Charakter herauszubilden (Tillmann, S.12).

Es stellt sich im Zusammenhang mit der Theorie geschlechtsspezifischer Sozialisation die Fragen, ob Sozialisation ebenfalls das Ziel besitzt, eine geschlechtsspezifische Persönlichkeit hervorzubringen (oder geschlechtsspezifische Merkmale als gleichzeitig unterscheidende und strukturell vergleichbare Merkmale innerhalb einer Persönlichkeit).

Liebau (in Tillmann 1992, S.138) sieht in den individuellen Verhaltensweisen eines Menschen „ausdrücklich keine Natureigenschaft“, sondern erlerntes Verhalten. Das Kind wird durch „Umstände und Praktiken“ (S.139) sozialisierend in seine Lebensbedingungen einbezogen und „es wird im Laufe der Zeit genau jene Kompetenzen erwerben, die ihm eine aktive Bewältigung seiner Lebenslage ermöglichen“ (ebd.), „Mädchen werden also Mädchen, und Jungen Jungen“ (ebd.). Geschlechtsspezifisches Verhalten stellt sich demnach als sozialisationsbedingt dar.

Durch eine aktive Teilhabe an der Praxis der Verhaltensweisen erwirbt das Kind die Fähigkeiten zu ihrer angemessenen Reproduktion. Die während dieser aktiven Aneignung von den sozialisierenden Instanzen explizit oder implizit artikulierten Grenzen stellen wichtige Erfahrungspunkte in diesem Prozess dar. Dadurch, dass diese Grenzen variieren, und zwar abhängig von der „sozialen Kultur“ (ebd.), in der das Kind aufwächst, entstehen strukturell unterschiedliche Chancen und Spektren an Verhaltensweisen, die so nur ausschnitthaft erfahrbar werden. Liebau erklärt, dass diese Praktiken wirken wie eine Art Initiation: sie verdeutlichen die „soziale Kultur“ der Gesellschaft, in der das Kind aufwächst, deren Selbstverständlichkeiten, deren Gebote und Verbote, deren Traditionen und Routinen“ (S.140). Im Falle einer weiblich spezifizierenden Sozialisation kann das beispielsweise heißen, dass die Perspektivität der Routinen ausgerichtet ist auf den Entwurf einer Biographie im Spannungsfeld zwischen Familie und Beruf.

### **2.5.2 Das Subjekt der Sozialisationstheorie**

Unter Subjektbegriff verstehe ich im hier vor allem in den verschiedenen Konzepten der Sozialisationstheorie implizit verwendete Entwürfe, die eng kooperieren mit den

Konzeptionen Persönlichkeit, Individuum und Identität. Da ich seine Verwendung im Rahmen der Sozialisationstheorie als immanent voraussetze, gilt es an dieser Stelle zu bestimmen, inwiefern sich dies bestätigen lässt.

Tillmann (Tillmann, 1989, S.12) versteht unter dem Subjekt ein Individuum, das sich zu einem „handlungsfähigen Wesen“ entwickeln konnte, indem es in einem von ihm aktiv beeinflussten Prozess der Sozialisation in ständigem Dialog mit seiner Umwelt und ihren Bedingungen gestanden hat.

Seine Worte vermitteln unter dem Begriff des Subjekts nicht allein das Bild einer Person respektive Persönlichkeit, sondern gleichfalls einen zu erreichenden Zustand, der an einem oder vielleicht auch mehreren Punkten der Sozialisation als ihr Ziel zu erkennen ist. Die Eigenart eines Subjekts besteht für Tillmann besonders in der Fähigkeit der „aktiven Aneignung“ (ebd.) der Sozialisationsinhalte: „Sozialisation ist nicht einfach die (freiwillige oder erzwungene) Übernahme gesellschaftlicher Erwartungen in psychische Strukturen“ (ebd.), sie bedeutet eine tätige Beschäftigung des Subjekts mit eben diesen Erwartungen und seinen eigenen Kompetenzen einer seinen Bedürfnissen und Möglichkeiten angemessenen Assimilation.

Das Subjekt setzt sich in ein Verhältnis zu den Anforderungen und eignet sich die entsprechenden Fähigkeiten bzw. das Wissen in interaktiven Auseinandersetzungen mit seiner Umwelt an. Weiterhin befindet es sich in der Lage, seine Position und sein Verhalten reflexiv zu betrachten und sich zwar an Normen zu orientieren, aber sich dennoch individuell zu entwickeln (Tillmann, 1989, S.14).

Für die Entfaltung eines Subjektcharakters, also die Ausbildung individueller, aber strukturell vergleichbarer Eigenschaftsmuster, ist die „Gesamtheit aller Lebensumstände“ (Tillmann, 1989, S.15) ausschlaggebend. Das heißt, dass sowohl erzieherisch wirkende Maßnahmen als auch und im besonderen indirekt einflussnehmende Umstände als sozialisierend angesehen werden müssen.

Die Subjektkonzeption war eines der zentralen Themen Piagets. Ausgehend von der Annahme, dass ein in einem sich ständig weiterentwickelnden Prozess der Abstrahierung erlernter Handlungen ausgesetztes Individuum sich in der Lage befindet, mit dem dadurch generalisierten Wissen eine Realität zu rekonstruieren, betont Piaget auch das dialektische Zusammenspiel von Individuum und Umwelt: die Bedingungen müssen in einem angemessenen Verhältnis zu den in der Psyche des Subjekts vorgegebenen Strukturen der Realität stehen (Geulen, in: Leu; Krappmann, 1999, S.30). Die Auseinandersetzung des Subjekts mit den Inhalten der Sozialisation verortet sich in der Interaktion mit in der

Sozialisation bereits weiter fortgeschrittenen Individuen, die als Sozialisationsinstanzen fungieren.

Mead (Geulen, S.31) setzt den Begriff des Subjekts eng in Verbindung mit dem der Identität. Ein Individuum sieht sich bzw. seine soziale Position in einer Relation zu einer Interaktionspartnerin und erhält so eine reflexive Sicht auf sich selbst. Das dadurch erschaffene Bewusstsein seiner Person nennt Mead die „Identität“.

Insofern als Tillmann die „Persönlichkeit“ als Ziel von Sozialisation auffasst, lässt sich das dahinterstehende Konzept und Meads Idee der Identität etwa vergleichen mit dem Habermasschen Bild von Identität (Habermas, S.64).

Identität aus dieser Perspektive stellt ein statisches Gebäude aus Strukturen dar, das als Resultat eines Entwicklungsprozesses verstanden werden will. Habermas definiert die Ich-Identität als „symbolische Organisation des Ich“ (ebd.), deren Statik Handlungsfähigkeit überhaupt erst ermöglicht, aber nicht als reguläres Ergebnis eines Bildungsprozesses betrachtet werden kann. Auch seiner Meinung nach konstituiert sich das Subjekt über seine erlangte „Sprach- und Handlungsfähigkeit“ (Habermas, S.67) als Ergebnis einer Entwicklung interaktiver Auseinandersetzung. Der Bildungsprozess selbst ist gekennzeichnet durch Diskontinuität und Krisenhaftigkeit. Problematische Erfahrungen erhalten hier die Funktion, das Subjekt durch ein unvermeidliches Training eigener Problemlösungsstrategien auf die später zu erwartenden Krisen vorzubereiten. Die Ich-Identität besitzt eine beständige Konsistenz. Sie wird erzeugt durch die „Aneignung symbolischer Allgemeinheiten (Habermas, S.68), die eine „Integration in ein bestimmtes soziales System“ (ebd.) ermöglichen und in fortschreitender Entwicklung und zunehmender Abstrahierung ebenfalls Autonomie von den sozialisierenden Systemen ermöglichen. Besteht einmal eine stabile Identität, so setzt das Individuum sämtliche Kräfte daran, diese als solche zu erhalten und ständig zu rekonstruieren (Habermas, S.92), wie es auch seine Wirklichkeit ständig rekonstruiert. Besonders in schwierigen Situationen tendiert das Individuum dazu, sich auf die verlässliche Konsistenz zu berufen, sobald die Gefahr besteht, dass die Realität in Frage gestellt werden könnte. Dies ist der Fall, wenn ein „Verlust sozialer Zugehörigkeiten“ sich ereignet oder sich ein „Zugang zu neuen Positionen“ erschließt (ebd.).

Gegenüber der Persönlichkeit lässt sich Identität abgrenzen als eine Art Etikett gegenüber der Stoffbeschaffenheit eines Kleidungsstücks. Die Persönlichkeit ist der Schmelztiigel aller Eigenschaften, während die Identität gesehen wird als die Oberfläche einer objektivierten Norm eines Bildes von Persönlichkeit. Sie muss Merkmale der Identifikation und

Selbstidentifikation in sich vereinen. Sie muss von anderen erkennbar sein, aber ebenfalls von ihnen unterscheiden (Habermas, S.93).

Das, was in der Sozialisationstheorie als Subjekt bezeichnet wird, kann also als ein mit einer kohärenten Identität ausgestattetes Gesellschaftsmitglied verstanden werden, wobei dieser Zustand als wesentliches Ziel von Sozialisation angesehen wird.

Vergleicht man den Persönlichkeitsbegriff der Sozialisationstheorie mit ihrem Subjektbegriff, so präsentieren sie als verschiedene Ebenen derselben Idee. Diese besteht in der komplexen Struktur des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft, auf das in Kapitel 1.6.4 näher eingegangen wird. Die Persönlichkeit stellt in dieser Beziehung den Effekt der Sozialisation dar, ein Bündel an erlernten Eigenschaften, das das Profil des Individuums festlegt. Währenddessen erscheint das Subjekt als ein dem vorgelagertes, universales Konzept menschlicher Existenz. Die Subjektconstitution bedeutet hier so etwas wie die Voraussetzung für die Sozialisation, also die grundlegende Fähigkeit des autonomen Einordnens von Information. „Die Strukturen des Subjekts sind das von diesem organisierte Ergebnis seiner täglichen Auseinandersetzung mit der Realität. Denkopoperationen sind ursprünglich verinnerlichte Handlungen, die aus diesem abstrahiert bzw. ‚konstruiert‘ worden sind. Sie bilden dann Schemata, mit denen sich die entsprechenden Klassen von Gegenständen der Realität begreifen lassen“ (Geulen, Handbuch, S.30) . Demnach handelt das Subjekt aufgrund seiner immanenten Fähigkeit der Aneignung – einem Dialog von Assimilation und Akkomodation (vgl. ebd.): es besitzt die – der Sozialisation quasi vorgelagerte - Kompetenz der Organisation des Resultats seiner Wirklichkeitswahrnehmung. Hier sind wir an der entscheidenden Kernaussage des sozialisationstheoretischen Subjektbildes angelangt, dessen Genauigkeit wir im folgenden näher untersuchen wollen.

### **2.5.3 Individuum und Gesellschaft**

Zur Ausprägung einer Identität im Sinne Habermas' (s.o.), einem Vorgang, an dessen Ende das Subjekt steht und damit zu dem Prozess der Sozialisation, kann es erst kommen, wenn das Individuum nicht auf sich allein gestellt, sondern Teil einer Gesellschaft ist und gleichzeitig teilhat an einem kulturellen Wissenspool.

Geulen/Hurrelmann haben in dem „Struktur-Modell der Sozialisationsbedingungen“ (s.o.) auf die wechselseitige Beteiligung bzw. Beeinflussung der vier Ebenen von Sozialisationsinstanzen hingewiesen.

Die Verknüpfungen in diesem Netzwerk werden vollbracht durch den Fluss der Kommunikation in jeweils beide Richtungen.

Tillmann stellt den Informationsfluss dadurch dar, dass er ein Bild zeichnet, auf dessen einer Seite das sich/zu sozialisierende Individuum zu sehen ist und auf der anderen komplementär dazu die „Gesamtgesellschaft“ (Tillmann, 1989, S.15). Zwischen den beiden Seiten steht in Form eines Flusses von Information der ‚Deal‘: das Individuum bedarf der Integration, die Gesellschaft einer funktionalen Persönlichkeit.

Die auf diese Art entstehenden Abhängigkeiten erklärt Tillmann (S.16) am Beispiel der Interaktion zwischen Eltern und Kind. Strukturelle Bedingungen wie z.B. die Möglichkeit, einen Kindergartenplatz in Anspruch nehmen zu können, die finanziellen Voraussetzungen für eine Ausbildung oder die tariflichen Bindungen bei den Arbeitszeiten bestimmter Berufszweige wirken direkt auf die Organisation der Familie ein und beeinflussen das Verhältnis zwischen Eltern und Kind. Ein Kind, dessen Eltern vor der Geburt beide berufstätig waren, dessen Mutter nach dem Mutterschaftsurlaub zu Hause bleibt, weil kein Kindergartenplatz in Aussicht ist und der Vater in seinem Beruf besser verdient, hat grundsätzlich andere Bedingungen des Aufwachsens als ein Kind, dessen Eltern beide ein Studium absolvieren und sich wechselnd um das Kind kümmern, bis es in eine Tagesstätte kann.

Eine Betrachtungsweise, nach der die Individuen „handelnd, leidend, sich selbst entwerfend, miteinander kämpfend“ (Bilden, S.290) daran beteiligt sind, Persönlichkeit auf mikrosozialer Ebene und eine Gesellschaft auf makrosozialer Ebene zu erschaffen, setzt diese Ebenen, das Individuum auf der einen Seite und die Gesellschaft auf der anderen, in einen direkten Zusammenhang: nämlich eben nicht auf zwei sich gegenüberliegende Seiten. „Soziale Praktiken“ nennt Bilden (ebd.) die Prozesse, in denen durch „alltägliche Lebenstätigkeit“ (ebd.) die Wirklichkeit und ihre entsprechenden Enklaven auf allen sozialen Ebenen ständig re/produziert werden. Nach Bilden entsteht das „Ich“ erst in einer reflexiven Beziehung zum anderen, in Interaktion und Lebenspraxis entsteht ein Selbst durch Spiegelung im anderen und durch Tätigkeit. Das gesellschaftliche Leben definiert Bilden als ein prozessuales, es handelt sich bei dem Konstrukt Gesellschaft nicht um einen Zustand, nichts Statisches, es ist ein fortwährender Prozess des Aushandelns durch symbolische Interaktion (Bilden, S291).

Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen der „Bedeutung der gesellschaftlichen Verhältnisse“ (Scheu, S. 40) und der Entwicklung des Individuums zu einer gesellschaftlich anpassungsfähigen Persönlichkeit. Aus kulturkritischer Perspektive ergibt sich eine Sichtweise, aus der im Rahmen einer Bewusstmachung der gesellschaftlichen Strukturen und der Augenfälligkeit der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung die Produktion respektive Konstruktion zweier komplementärer Geschlechter als plausibler Lösungsweg eines Systems erscheint, das auf Produktion- und Reproduktion errichtet ist (ebd.).

## 2.6 Theorie geschlechtsbezogener Pädagogik

Als theoretischer Hintergrund der pädagogischen Praxis schließt das sozialisationstheoretische Subjektkonzept konkrete konzeptionelle Konsequenzen ein. Für eine geschlechtsbezogene Jugendarbeit, in unserem Fall handelt es sich konkret um die parteiliche Mädchenarbeit, heißt dies, dass Geschlecht und die Aneignung geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen eine lebensweltlich relevante Kategorien und biographisch entscheidende Faktoren darstellen. Die sich daraus ergebenden Grundsätze der Mädchenarbeit basieren auf Prinzipien, die sich politisch an den Erkenntnissen der Vertreterinnen geschlechtsspezifischer Sozialisationstheorien orientieren. Sie werden nur oberflächlich und keineswegs erschöpfend behandelt werden können, dennoch soll versucht werden, ein Bild praxisorientierter Konzeptionen von Mädchenarbeit zu erschaffen, das eine inhaltliche Diskussion ihrer Standpunkte möglich macht.

Die zweite Frauenbewegung entwickelt in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts verschiedene theoretische Ideen, die für das Erarbeiten eines Mädchenarbeitskonzepts entscheidend sind. Dazu gehört der Anspruch, die bestehenden Machtverhältnisse und hierarchischen Strukturen des heterosexuellen Geschlechterverhältnisses zu analysieren, und besonders Frauen über den Zusammenhang von Norm und Status quo aufzuklären. Auch das geschlechtsspezifische Rollenverhalten und andere gesellschaftliche Mechanismen, die der strukturell der Kontrolle dienen und dabei auf Geschlecht als soziale Kategorie zurückgreifen, spielen dabei eine große Rolle. Außerdem setzt sich die Bewegung zum Ziel, über männliche Cliquesbildung in Wissenschaft und Wirtschaft aufzuklären, die es Frauen erschwert, in führenden Positionen Fuß zu fassen und somit eine Gleichverteilung ökonomischer und sozialer Macht behindert (vgl. Heiliger, 1993, S.25). Für die Praxis feministischer

Anforderungen heißt das: Widerstand gegen Herrschaft und Gewalt, Vermittlung von Wissen um die Mechanismen, in denen sie funktionieren und das Ermöglichen einer weiblichen Identität und die Schaffung weiblicher Netzwerke. Die Ziele von Mädchenarbeit haben also hier ihren Ursprung.

Sie bestehen darin, Mädchen zu stärken, indem diese Identifikationsmöglichkeiten geschaffen werden. Auch soll ihnen das Wissen um die Machtstrukturen vermittelt werden, wobei einem aufklärerischen Anspruch nach Wissen dafür sorgen soll, Widerstand vorzubereiten. Weiterhin werden Erfahrungen ermöglicht, die jenseits männlich dominierten Definitionsdrucks entstehen und nicht in geschlechtsspezifischen Relationen gewertet werden. Dadurch soll es den Mädchen gelingen, ein Bewusstsein dafür zu entwickeln, wie ihre eigenen Kompetenzen aussehen und dass sie wenig geschlechtsabhängig sind als individuell. Konkret formuliert Heiliger (ebd.) die Ansprüche so: „Ziel feministischer Mädchenarbeit und Mädchenpolitik ist zunächst die volle Entwicklung der eigenständigen, unabhängigen Persönlichkeit von Mädchen, ihrer Individualität, Ganzheitlichkeit und Selbstbestimmtheit, die Gewährleistung ihrer körperlichen und seelischen Unversehrtheit und ihrer Widerstandskraft sowie die Unterstützung bei der Überwindung und Heilung der allzu oft bereits erfolgten tiefen Verletzungen und schließlich die positive Bewertung und Selbstbewertung von Weiblichkeit jenseits patriarchaler Strukturen.“

Für die Praxis der Mädchenarbeit ergeben sich daraus folgende Konzepte: Monoedukation und Mädchenräume, Ganzheitlichkeit und Parteilichkeit. Im Kampf um Gleichberechtigung ging es der Frauenbewegung anfangs programmatisch darum, die Rechte, die Jungen im Rahmen ihrer Erziehung und Ausbildung genossen, auch Mädchen zugänglich zu machen. Hier wurde nicht hinterfragt, ob für in Mädchenlebenswelten aufwachsende Individuen die an Jungewelten orientierten Erziehungs- und Bildungssysteme adäquat sein würden. Später aber entwickelt sich Kritik am koedukativen System. Mädchen schienen Nachteile dadurch zu haben, dass sie in technischen Fächern – auch aufgrund der Erwartungen der verantwortlichen Lehrenden und der Eltern respektive der peer-group – weniger erfolgreich bzw. durchsetzungsfähig waren wie Jungen (vgl. Glücks, 1994, S.129). Sie wurden weniger gefördert, weil von ihnen weniger Interesse und Leistung erwartet wurde. Im Rahmen der Mädchenarbeit sollten Mädchen die Möglichkeit bekommen, techniknahe Erfahrungen machen zu können, ohne sich in Konkurrenz- oder Zuschreibungsverhältnissen positionieren zu müssen. Daher spielen auch Mädchenräume eine große Rolle in den feministischen Mädchenarbeitskonzepten: es sollen Schutz- und Erfahrungsräume geschaffen werden, in denen Mädchen außerhalb männlicher Kontexte und Definitionsmacht eine neue Wertigkeit

der Kategorie Weiblichkeit und ihrer Identifikation mit ihrem Geschlecht in positiver Assoziation erreichen sollen. Hier besteht die Möglichkeit, intrageschlechtlich relevante Alternativen zu gängigen Rollenmustern zu erarbeiten. Selbsterfahrung der Mädchen läuft entspannt und reflektiert ab, die Mädchen stehen nicht konstant unter dem Druck, sich durchsetzen zu müssen gegen dominantes männliches Sprachverhalten, Machismo und männliche Maßstäbe. In gemischtgeschlechtlichen Gruppen nehmen sie sich, ihre Bedürfnisse und ihre Äußerungen schneller zurück als in konvergenten Gruppen. Die Homogenität der Gruppe soll es Mädchen erleichtern, ihre Differenzen zu anderen Mädchen leichter wahrzunehmen und eine individuelle Art zu finden, mit der sie mit Geschlecht umgehen können. Das Konzept der Parteilichkeit bezieht sich auf den direkten Kontakt der Pädagogin zu den Mädchen. Hier geht es darum, dass sich die Pädagogin in jedem Fall auf die Seite der Mädchen stellt, also sie vor anderen vertritt. Dazu gehört ein akzeptierender Umgang mit den Bedürfnissen, Lebensentwürfen, Interessen und dem daraus resultierenden Verhalten der Mädchen. Die Mädchen sollen erfahren, dass sie mit ihren Problemen nicht alleine dastehen. Parteilichkeit im Umgang mit Mädchenrechten und Bedürfnissen bedeutet eine hohe Anforderung an die Reflexivität/Professionalität, das Selbstbewusstsein und die Stärke der Pädagogin: sie wird oft in die Situation kommen, wo ihre eigenen Interessen denen des Mädchens gegensätzlich sind, gerade, wenn es um feministische Grundsätze geht. In diesen Situationen muss sie abwägen, welche Seite Priorität hat und wo auf Dogmen verzichtet werden muss. Reflexion, Supervision und nachsichtiger Umgang mit der eigenen professionellen Identität sind hier von entscheidender Bedeutung für ein kohärentes Verhältnis der Pädagogin zu ihrer Arbeit. Ein weiteres Konzept von Mädchenarbeit besteht in der Ganzheitlichkeit. Damit ist gemeint, dass alle Bereiche, die die Lebenswelt der Mädchen ausmachen, das Lernen, das Wohnen, Spielen, Essen, Ausbildung, individuelle Ängste und Sexismus in die Praxis der Mädchenarbeit einfließen sollen. Die Mädchen sollen sich selbst in den Angeboten der Mädchenarbeit wiederfinden können und gleichzeitig die Chance haben, über ihren Horizont hinaus andere Angebote wahrnehmen zu können. Für die Rolle der Pädagogin spielt ein ganzheitlicher Anspruch noch eine andere Rolle. Es bedeutet, dass sie ein besonderes Augenmerk auf den lebensweltlichen Kontext der Mädchen legt, die Familie, Herkunft, Kultur und Ausbildung sind hier wichtig. Sie machen die entscheidenden Unterschiede zwischen den Mädchen aus, auf die die Pädagogin eingehen muss, will sie den einzelnen Mädchen gerecht werden.

In den hier aufgezeigten Prinzipien feministischer Mädchenarbeit werden m.E. die Bezüge zu den Aussagen geschlechtsspezifischer Sozialisationstheorien deutlich. Die Annahme, dass die

Erlebniswelten von Jungen und Mädchen unterschiedlich sind (wie beispielsweise von Chodorow, Gilligan oder Hagemann-White vertreten wird), bildet die Grundlage für die Thesen, dass sie auf unterschiedliche Arten lernen, andere strukturelle Probleme haben und sich innerhalb einer Hierarchie der Geschlechter unterschiedlich positionieren (vgl. Rose, 2000, S.241ff). Feministische Mädchenarbeit bildet somit gewissermaßen die konzeptionelle Ausarbeitung sozialisationstheoretischer Schlüsse.

Die Qualität von Theorie und praxisorientierten Konzeptionen soll nun im folgenden auf der Folie poststrukturalistischer Denkmuster überprüft werden, um die Angemessenheit des verwendeten Subjektbegriffs und der Beurteilung der Kategorie Geschlecht näher zu untersuchen.

## **2.7 Zusammenfassung: Begriffe der Theorie**

Im vorliegenden Kapitel wurde versucht, ein dem Rahmen angemessenes Profil der Sozialisationstheorie als ein komplexes Modell einer Idee von Subjektwerdung zu skizzieren. Die einzelnen Aussagen will ich hier noch einmal grob nachvollziehen.

Die Sozialisationstheorie hat eine Entstehungsgeschichte, die nahezu alle sozialwissenschaftlichen Disziplinen mehr oder weniger ausführlich berührt und Teile der einzelnen Theorien mit sich führt. Die Erkenntnisse und Theorien, die seit den 60er Jahren in den westlichen Gesellschaften an Bedeutung gewannen, haben bis heute wenn auch nicht unbeschränkte Gültigkeit so doch einen gewissen Bekanntheitsgrad und reichliche Einflüsse geliefert, mit denen heute noch gearbeitet wird. Dazu gehört u.a. das Konzept der Aneignung wie auch die spezielle Betrachtung von Geschlecht und Arbeitsteilung.

Bei Sozialisation, wie sie heute verstanden wird, handelt es sich um einen „Prozess der Entstehung und Entwicklung der Persönlichkeit in wechselseitiger Abhängigkeit von der gesellschaftlich vermittelten sozialen und dinglich-materiellen Umwelt“ (Hurrelmann, 1986, S. 65, nach Keunecke, S.16).

„Männer und Frauen gehen unterschiedlich, sprechen unterschiedlich, fühlen unterschiedlich, arbeiten unterschiedlich. Nur ist dies nicht die Ursache, sondern Folge geschlechtsspezifischer Erziehung und Lebensbedingungen“, schreibt Scheu 1989. Aber dennoch stellt sich geschlechtsspezifisches Verhalten, ob nun traditionell oder alternativ, nicht als „beliebig

erzeugbar“ (Keuneke, S.16) dar. Vielmehr handelt es sich beim Sozialisierungsprozess, wie er heute betrachtet wird, um eine Beziehung zwischen Kind und Umwelt, bei der von beiden Seiten Einfluss genommen und Informationen ausgetauscht werden. Das Kind nimmt nicht passiv am Sozialisierungsprozess teil, es interpretiert und handelt selbst.

Es entwickelten sich in den sechziger Jahren neue Interessensgebiete in der Sozialisierungsforschung, die die Abhängigkeit der menschlichen Entwicklung von den jeweiligen Lebensbedingungen in den Mittelpunkt rückten. In Anlehnung an ältere kulturanthropologische Studien wurde nun die Bedeutung von Geschlecht als soziale Kategorie (Hagemann-White, S.69) im Rahmen neuer Theorien von Subjekt und Identität zusehends als evident betrachtet. Verschiedene feministische Theorien setzen sich in den 80er Jahren mit dem gesellschaftlichen wie auch wissenschaftlichen Bild von Sexualität, Geschlecht, Macht und Hierarchie auseinander.

Deutlich wurde, dass Geschlecht nicht als Naturgegebenheit existiert, sondern eine in Kooperation zwischen Individuum und Gesellschaft entstandene Schöpfung ist, die zur Stabilisierung des Gesellschaftssystems dienen soll.

Die durch die Thesen geschlechtsspezifischer Sozialisierungstheorien formulierten Unterschiede männlicher und weiblicher Lebenswelten finden ihre konzeptionellen Konsequenzen in der politischen Mädchenarbeit. Die Prinzipien von Ganzheitlichkeit, eines Bildungsansatzes der Geschlechtertrennung, Parteilichkeit und die Betonung der Bedeutung von Mädchenräumen stellen die in die Praxis umgesetzten sozialisierungstheoretischen Bilanzen dar.

Das in diesem Kapitel vermittelte Bild der Sozialisierungstheorien, ihrer Konzepte, Begriffe und praktischen Ziele liefern nun das Modell für unsere poststrukturalistische Begriffsanalyse. Wir werden uns im Folgenden anschauen, wie der sozialisierungstheoretische Subjektbegriff, dessen fundamentale Bedeutung für die Aussage der Theorie in den vorangegangenen Absätzen deutlich wurde, historisch entstanden ist und welche politischen Anschauungen er transportiert.

### 3. Kritik des Subjekts

Die Analyse und Erklärung dessen, was sich hinter dem Subjektbegriff verbirgt, erscheint als ein grundlegendes Bedürfnis der Geisteswissenschaften (vgl. Zima, 2000, S.IX). Der Begriff des Subjekts und jede Kritik an ihm hat demnach eine jahrhundertealte Tradition in den Humanwissenschaften: „Sie haben im Laufe der Zeit unzählige Kommentare zum Subjekt-Problem hervorgebracht und gerade dadurch die Vieldeutigkeit ihres zentralen Begriffs ins Unermessliche gesteigert.“ (ebd.) Demzufolge gibt es das Thema des Subjekts als Problem, als sehr populären Gegenstand zentraler Diskussionen geisteswissenschaftlicher Theorie. Es handelt sich hierbei nicht um ein erkenntnistheoretisches Fossil philosophischer Theoriebildung, in ihrer politischen Relevanz hat die Besprechung des Subjekts noch immer nicht an Aktualität verloren (vgl. Geulen, S.21), da der einer Aussage, einer Einstellung – unabhängig, in welchem Kontext sie existiert – immer auch ein Welt- und Menschen-, in unserer Definition: Subjektbild implizit ist. Das Motiv des Subjekts gelangt vor allem im politischen Zusammenhang von Verantwortung und Handlungsfähigkeit zu großer Bedeutung.

#### 3.1 Das Subjekt der Sozialisationstheorie

Die Sozialisationstheorie als eine in ihren Ursprüngen heterogen angelegte Theorie der Sozialwissenschaften vereint heterogene Ansätze und Perspektiven.

Das den verarbeiteten Ansätzen jeweils inhärente Subjektverständnis wurde somit immer Teil und auch Thema der Sozialisationstheorie. Das heißt, wir haben es auch bei der Subjektdefinition der Sozialisationstheorie mit einem zeitbezogenen Phänomen von Interpretation und Überzeugung zu tun, das beeinflusst durch die jeweilige plausiblen Theoriegebäude zwischen Aufklärung und kritischer Gesellschaftstheorie verschieden ausgelegt wurde.

Geulen spielt auf die historischen Größe der Begriffe „Subjekt“ und „Sozialisationstheorie“ an, wenn er behauptet, dass beide „Auffassungen [...] sich systematisch zu widersprechen“ (Geulen, S.21) scheinen: während das ‚Subjekt‘ gemeinhin verstanden wird als Repräsentant von „Autonomie, Handeln und Individualität“, befasst die Sozialisationstheorie sich traditionell mit „Fremdbestimmung, Prägung und Kollektivität“ (ebd.).

Der Subjektbegriff der Sozialwissenschaften, demnach auch der der Erziehungswissenschaft und Sozialisationstheorie hat seinen Ursprung in den philosophischen Ideen der Aufklärung. Indem ich denke, bin ich, schlussfolgert Descartes. Der Zweifel, die Infragestellung der eigenen Mutmaßungen, der Wahrnehmung und der Existenz überhaupt ermöglicht nach Descartes erst eine absolute Erkenntnis. Die Existenz der zweifelnden Person basiert auf den ihre Wirklichkeit konstituierenden Größen 1. des Bewusstseins und 2. der räumlichen Dinge. Beide haben für den Menschen elementare Bedeutung: er ist in seiner Körperlichkeit Teil der dinglichen Welt mit ihren mechanischen Gesetzen und kann ihnen in seinem Bewusstsein jenseits seiner sinnlichen Wahrnehmung erkennend und bedeutungszuschreibend begegnen (vgl. Geulen, S.23).

Das nunmehr nach Descartes als cartesianisches Subjekt (vgl. Hauskeller, S.10) bezeichnete, (sich selbst) erkennende, handelnde Ich wird als ein dem Objekt entgegenstehendes verstanden. Es ist definiert durch sein Bewusstsein und sein „Teilhabe an der Realität räumlich ausgedehnter Dinge“ (Geulen, S.23). Das Subjekt ist naturgemäß ausgestattet mit Vernunft, was bedeutet, es ist in der Lage, eine für alle Menschen gültige Moral und somit ein ultimatives Gesetz zu erlassen. Es trägt Verantwortung für sein Handeln.

Diese Überlegungen haben eine klare politische Dimension. Die Entwicklungen der Neuzeit sind geprägt von einem Wandel der Standesgesellschaft, einer emanzipatorischen Umdefinition des bürgerlichen Selbstbildes. War das Gesellschaftssystem zuvor ein auf Autoritätsglauben errichtetes geburtsständisches, so fordert die sich entwickelnde Naturwissenschaft nun Infragesellen dieser metaphysischen Entitäten. Das Interesse am Menschen, das hier zu tage tritt, stellt die Psyche als ein natürliches und damit „mechanistisch-kausal zu begreifendes“ Konzept und das Bewusstsein als von Erfahrungen geprägt dar. Die äußeren Bedingungen werden als bedeutende Variable der Entwicklung der Psyche bewertet. Parallel entsteht eine zweite, ebenso entscheidende Idee des Subjekts mit emanzipatorischen Aspekten: die Idee des Menschen als vernunftbegabtes Wesen, als Autor seiner eigenen Erkenntnisse. Politisch werden hier die absolutistischen Ansprüche der Gesellschaftsordnung aufgebrochen, sondern die Fähigkeit des Subjekts zu Erkenntnis beinhaltet auch die Entdeckung einer Vernunft der Allgemeingültigkeit: das Maß, an dem die Richtigkeit von Handlung und Entscheidung gemessen wird, ist kein individuelles, sondern ein durch ethische, ultimative Transparenz legitimiertes.

Der Anspruch des Subjekts auf politische und religiöse Autonomie entspringt dem „politisch-pragmatischen Motiv“ (Geulen, S.24) der eigenmächtigen Entbindung des Bürgertum von den

Herrschaftsansprüchen des Klerus. Die sich hier anschließenden Entwürfe von Gesellschaftstheorien orientieren sich am Prinzip einer dem Menschen immanenten Vernunft und einem damit verbundenen Interesse an einem Gesellschaftsvertrags (vgl. Geulen, S.25) der Gleichheit, der als kollektives Ziel einer Gesellschaft vorausgesetzt wird. Die Souveränität, die sich das bürgerliche Subjekt hier zuspricht, enthält eine substantielle Kritik am ständischen System des 18. Jahrhunderts.

„Der Subjektbegriff, den die kontinental-europäische Aufklärung und der deutsche Idealismus entwickelt haben, umfasst also sowohl das erkennende wie das moralisch und politisch handelnde Subjekt“ (Geulen, S.25).

Die zentralen Prinzipien dieses Subjektbegriffs stellen sich demnach wie folgt dar (vgl. ebd.):  
die Welt wird vom Subjekt selbständig erkannt  
reflexiv und das eigene Denken objektivierend wird es sich seiner Identität bewusst  
im Verstehen seiner Autonomie liegt die Fähigkeit, Situationen nach Handlungsalternativen zu beurteilen und intersubjektive Gründe seines Handelns zu entwerfen  
es besteht sowohl ein konkreter Bezug auf andere Subjekte als auch abstrakt auf eine Gemeinschaft aller Subjekte  
Kommunikation ist gleich sprachliche Verständigung und konsensorientiert  
Das Subjekt selbst sieht sich als „Autor des Handelns“ (ebd.) auf der Basis der Kommunikation

Im politischen Kontext betrachtet offenbart sich also das Subjekt als ein Argument einer die Gesellschaftsordnung kritisierenden, bürgerlichen Debatte, deren implizite Motive lauten: „Die Gestaltung der kollektiven Lebensbedingungen ist Angelegenheit aller beteiligten Menschen. Es ist davon auszugehen, dass alle Menschen ‚von Natur aus‘ – jedenfalls ihren Möglichkeiten nach – frei und souverän sind. Daher ist die Herrschaft einzelner über andere nicht gerechtfertigt und muss beseitigt werden“ (Geulen, S.26). Diese Maximen prägen sich dem modernen Bewusstsein ein und behalten noch nach dem 18. Jahrhundert (vgl. ebd.) ihre grundsätzliche Bedeutung im bürgerlichen Gedankengut.

Als die gesellschaftlichen Bedingungen sich zu wandeln beginnen, ändert sich auch die vordem offensiv-politische Funktion des Subjektbegriffs. Indem das Subjekt selbst im Rahmen sozialer Entwicklungen thematisiert wird, gerät es immer weiter in die Rolle des Objekts von Medizin, Philosophie und Psychologie. Die Prinzipien der Aufklärung werden dadurch teilweise demontiert. Das Subjekt tritt nun nicht mehr als geschlossene Ganzheit auf, als eine durch das Denken gestiftete Einheit (vgl. Geulen, S.29). Der Mensch relativiert unter

dem Eindruck der „neuen und desillusionierenden Einsichten des 19. Jahrhunderts“ (Geulen, S.28) seine Bedeutung im Zusammenhang durch ein neues Verständnis von Gesellschaft. Sie wird verkörpert das verinnerlichte konstitutive Andere des Subjekts. Das Erleben der Gesellschaft dieser Zeit steht intensiv im Bewusstsein der eigenen Verantwortung: das vorsätzlich herbeigeführte Ende der Standesgesellschaft, nach dem „die von ihnen selbst geschaffene Gesellschaft eine ökonomisch-technische und eine politisch-soziale Eigendynamik entfaltet“ (Geulen, S.29), erzeugt ein neues Gefühl des Subjekt-Seins als fremdbestimmtes, abhängiges.

Das Subjekt nimmt sich selbst nun wahr als ein sozial-determiniertes, als durch seine sozialen Lebensbedingungen hervorgebracht. Es entspringt nun einem antagonistischen Binarismus, es ist Effekt einer dualen Struktur von Individualität und Sozialität. Nach Adorno (1973, S.122, zit. nach Geulen,S.29): „Was wahr ist am Subjekt, entfaltet sich in der Beziehung auf das, was es nicht selbst ist, keineswegs durch auftrumpfende Affirmation seines So-seins.“ Die Dialektik von Subjekt-Gesellschaft liegen im Subjekt selbst, es identifiziert sich mit der Gegenwart seiner Geschichte als einer durch es selbst beeinflusste Entität. In dieser Situation des Subjekts als determinierte Zweigeteiltheit entstehen erste interdisziplinäre Bestrebungen, das Werden des Menschen in seinen engen Verknüpfungen mit den normativen Vorgaben der Gesellschaft zu untersuchen und zu formulieren: die Anfänge einer später als Sozialisationstheorie bezeichneten Lehre.

Vom aufklärerischen Subjektbegriff sind letztlich nur noch zwei Elemente konstant: die das Handeln bestimmenden Autoritäten liegen nicht außerhalb des Individuums, sondern in ihm selbst  
weiterhin werden diese Gründe als moralische, gesellschaftliche wahrgenommen

Gesellschaft als nun verinnerlichtes Moment der Subjektivität tritt in Szene in Form von Zwang, der einem ebenso statischen, zu bezwingenden Element – dem gesellschaftsfreien, noch-nicht-sozialisierten Format Subjekt – gegenübersteht. Dieses Konzept wird nun notwendig erweitert durch eine Sicht des Subjekts als einzigartiges Individuum, dessen wesenhafte Unvertretbarkeit durch andere in gerade seiner Besonderheit begründet ist. Durch die Erfahrung des eigenen Kollektiviertseins verliert das Subjekt die Option einer autonomen Handlungsfähigkeit.

Freuds Modell der psychoanalytischen Dreifaltigkeit der Instanzen formuliert den Dialog zwischen Subjekt und Gesellschaft wenig später noch einmal anders. Das Handeln entsteht hier nicht als durch die internalisierten gesellschaftlichen Normen determiniert, sondern in

einem „Kompromiss, in dem das Ich die widersprüchlichen Tendenzen des Es, der aktuellen Realität und des Über-Ich zu balancieren versucht“ (Geulen, S.32). Das Ich als letztlich handelnde Instanz steht somit der Gesellschaft gegenüber; eine Anschauung, die den Austauschcharakter dieser Beziehung stark hervorhebt. Die Umsetzung dieses Dialogs findet sich in den realen Interaktionsbeziehung des Subjekts: die interpersonale Kommunikation inszeniert als Medium der subjektiven und kollektiven Ansprüche.

Der Handlungsaspekt wird später unter soziologischen Zusammenhängen von Parsons wieder aufgegriffen. Demnach richtet sich das Verhalten im wesentlichen nach zwei Kriterien: 1. nach der gegebenen Situation und 2. nach idealen Handlungszielen. Diese Ziele „haben normativen Charakter und müssen als intersubjektiv, d.h. gesellschaftlich institutionalisiert angenommen werden“ (Geulen, S.35). Wesentliche Aspekte dieses Subjektbildes bestehen 1. darin, dass das Subjekt nach gesellschaftlich festgelegten Normen handelt, die 2. nach idealen Zielen ausgerichtet sind. In dieser Sichtweise verschwindet durch den Sozialisationsbegriff die Idealisierung einer ultimativen und gewissermaßen angeborenen Vernunft. Insofern Sozialisation nun von Parsons als „Verinnerlichung der im sozialen System vorgegebenen Werte und Normen“ (Geulen, S.36) aufgefasst wird, kann man nicht mehr von einer Dialektik von Subjektivem und Kollektivem sprechen: „Was als Subjekt gedacht war, ist nun ganz im sozialen System aufgegangen“.

In den 50er Jahren entwickelt sich ein Diskurs um die Ideen Freuds, Parsons und anderer. Es bestand der Bedarf an einer Sichtweise des Subjektseins, die nicht davon ausging, dass es allein eines „gesellschaftlichen Funktionsimperativs“ (ebd.) entspränge. Diese Diskussion ging mit einer Denaturalisierung des Subjektbegriffs einher: Subjekt war nicht das, was von der Sozialisation beeinflusst wurde, welches gesellschaftlich geformt wurde, sondern „Subjektsein realisiert sich gerade in gesellschaftlichem Handeln“ (Geulen, S.37), Sozialisation brachte demzufolge erst das Subjekt hervor. Soziales Verhalten wird betrachtet als abhängig von Variablen, die nicht gesellschaftlich normierbar sind.

Die sich nun im europäischen Kontext entwickelnde Motivation der Entwicklung eines Subjekts der Handlungsfähigkeit entspringt einem politischen Interesse an emanzipatorischen Leitgedanken. Genannt sei hier zum einen die Tendenz, Herrschaft generell und in der deutschen Geschichte speziell dem Faschismus ein selbstverantwortliches und nicht serviles Subjekt entgegenzustellen, und zum anderen das Bedürfnis, gesellschaftliche Ungleichheiten durch besonders bildungspolitische Chancengleichheit zu beseitigen.

Der Geschichte des Subjektbegriffs ist die Schwierigkeit einer Definition von Autonomie im Sinne von Unabhängigkeit von äußerer Herrschaft sowie von Handlungsfähigkeit als Effekt

sozialer Fähigkeiten inhärent. Folgt man der Annahme, Sozialisation bedeute die Einschreibung gesellschaftlicher Normen in die vorgesellschaftliche Substanz des Subjekts, so heißt die Konsequenz: Subjekt ist, was nicht sozialisiert ist und was sozialisiert ist, ist nicht Subjekt (vgl. Geulen, S.41). Diese Sichtweise entspricht einem Teil sozialisationstheoretischer Annahmen. Entgegen den Tendenzen der frühen Sozialisationsforschung jedoch steht ein „kausaler Sozialisationsbegriff“ (ebd.) im Mittelpunkt der neueren Sozialisationstheorie. Das Subjekt ist nicht allein Effekt der Sozialisation, es verhält sich im Verlauf der Sozialisation schon subjektiv, indem es Sozialisationsinhalte aktiv mitgestaltet und selektiert.

Die Sozialisationstheorie geht aus vom sich mit seinen Lebensbedingungen aktiv auseinandersetzenen Subjekt, das im Laufe seiner Sozialisationskarriere eine mit sich selbst konstant kohärente Identität entwickelt. Identität stellt das Resultat einer Entwicklung dar, in der sich das werdende Subjekt in ein Verhältnis setzt zu den gesellschaftlichen Bedingungen: es verinnerlicht sie als intersubjektive Verhaltensregeln und definiert sich über sein Anderssein im Verhältnis zu den anderen Subjekten seiner Umwelt. Die Identität stellt also einen strukturierten Zustand der Existenz dar, während das Subjekt als ihre tragende Substanz fungiert.

An diesen Formulierungen zeigt sich deutlich, dass sich die Sozialisationstheorie eines Konzepts bedient (bzw. dass *sie ein Konzept bedient*), dessen Verwendung kritisch betrachtet werden sollte.

Eingeordnet in die Anforderungen der Zeit seiner Entstehung und unter Berücksichtigung seiner Funktion als bürgerlicher Gegenentwurf zu einer geburtsständischen Gesellschaft stellt die Idee des autonomen Subjekts ganz anderen ideologischen Sprengsatz dar als im Rahmen des angehenden 21. Jahrhunderts und im Zusammenhang mit einer (als Postmoderne bezeichneten) Entwicklung gesellschaftlicher Pluralisierung.

Wie dieser kurze Abriss seiner Geschichte zeigt ist der Subjektbegriff inhaltlich sehr abhängig von den politischen Tendenzen der zeitlichen Zusammenhänge, innerhalb derer er thematisiert wird. Gesellschaftliche Emanzipationsbestrebungen finden ihren Ausdruck in einer Neudefinition eines autonom handlungsfähigen Subjekts, während die Mündigkeit abgelehnt wird, sobald kollektiv desillusionierende Erfahrungen wie die der Überschätzung von Chancen politischer Handlungsfähigkeit verarbeitet werden müssen (vgl. Geulen, S.38). Insofern als seine Bedeutung für das Selbstbild des gesellschaftlichen Menschen

außerordentlich relevant ist, stellt sich der Subjektbegriff selbst als politisches Thema mit hohem Symbolwert dar.

In seiner Historizität vereint der Subjektbegriff Eigenschaften der „Absolutheit, Substanzhaftigkeit, Einheitlichkeit, Universalität“ (Geulen, S.45), die später durch eine Theorie der Dialektik von Individuum und Gesellschaft aufgelöst werden. Sozialisation wird aufgefasst als ein komplexer Prozess der Konstitution eines gleichzeitig beteiligten Subjekts. Theorien des Subjekts sowie Theorien der Sozialisation stellen auf der einen Seite einen historischen Effekt sowie auf der anderen Seite eine Gegenwarts- und Gesellschaftskritik dar (vgl. ebd.).

### **3.2 Das Subjekt als Dogma**

Eine Theorie, die sich mit der Substanz des Subjektbegriffs auseinandersetzt, ist in sich also immer auch eine politische, die sich im Geschichte und Lebenswelt des gesellschaftlichen Subjekts befassen muss. Im Kontext einer Diskussion von Moderne und Postmoderne hat Bruder diesen Zusammenhang für eine Betrachtung des Subjektbegriffs am Ende des 20sten Jahrhunderts geschaffen. Seine Argumentation soll hier im folgenden wiedergegeben werden. Im Unterschied zu den sozialen Gefügen der Moderne erschwert die mitteleuropäische Gesellschaft des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts eine konkrete Beschreibung ihrer Selbst. Lebenswelten, Identitäten, Perspektiven, Biographien existieren inklusive ihrer immanenten Ambivalenzen nur noch im Plural. Wandel und Veränderung sind die Maximen, die sich seit mehreren Jahrzehnten politisch, sozialwissenschaftlich und lebensweltlich in den Vordergrund der Diskurse drängen. „Postmoderne wird so zur Diagnose des Zerfalls, der Auflösung“ (Bruder, 1999, S.49).

Technische, demographische und gesellschaftliche Prozesse der vergangenen Jahrhunderte werden aus der Perspektive postmoderner Wissenschaftler im Zusammenhang mit strukturellen wie auch individuellen Phänomenen der Ambivalenz, Pluralität und Normdiffusion von Lebenswelten betrachtet. Durch Enttraditionalisierung und Entstrukturierung werden die Gefüge konventioneller politischer Organisationen, bislang prägende arbeitsbezogene Berufskulturen und Arbeitsrollen sowie Arbeitstechniken, Lebensformen und soziokulturelle Wertmuster aufgeweicht. Lebensführung wird unübersichtlicher und zukunftsungewisser. Zusätzlich kommt dazu, dass gesellschaftliche Trends oder Entwicklungen einander widersprechend und doch gleichzeitig stattfinden: es

gibt die Tendenz der Individualisierung, ein Anwachsen von Selbstorientierung und ein Aufheben der Bedeutung von Herkunft, Hintergrund, traditionellen Identitäten und Lebensentwürfen, andererseits gibt es aber auch den Trend zu Entindividualisierung, wonach eine erhöhte Austauschbarkeit von Personen aufgrund von Mobilitätsprozessen, Anonymisierung und Fragmentierung für weitere Unsicherheit sorgt.

Soweit also die Postmoderne als Zustand. Die entstehende Unsicherheit und Desorientierung erzeugt einen dringenden Bedarf an der Situation angemessenen Diskursen, die sich mit der Problematik postmoderner (hier nicht im Sinne der Definition von Postmoderne als eigener philosophischer Tradition, sondern im Sinne nach-moderner) Identitäten.

Der postmoderne Diskurs sieht sich selbst aber nicht nur als nötiggewordene Artikulation der Veränderungen an, sondern auch als eine Kritik an der (zu eng gewordenen) Moderne. Die (Lebens-)Bedingungen, die nun konkret in permanenter Veränderung begriffen sind, ermöglichen - ebenso wie sie sie notwendig machen - neue Begriffe und Denkmuster.

Denn unter den sich vermehrenden Möglichkeiten beispielsweise der Lebensgestaltung zu wählen, bedeutet nicht nur, mehr Chancen zu besitzen, die richtigen Entscheidungen zu treffen, sondern eben auch immer das Risiko des Scheiterns.

Aus dieser Perspektive entwickelt sich in der Sozialphilosophie der 80er Jahre eine Art Skepsis gegenüber Argumentationslinien und Wertmaßstäben, die ihren Ursprung in den Ideen der Aufklärung fanden. Wahrheit gilt nun als zeit-, ort- und nicht zuletzt perspektivabhängig (vgl. Bruder, S.50). Vor diesem Hintergrund sind konkret moralisch begründete Handlungsentscheidungen, aber gerade auch auf abstrakterer Ebene die Legitimation allgemeingültiger Regeln unhaltbar geworden. Die Postmoderne selbst betrachtet ihre Realität als eine heterogene, und weist darauf hin, dass die „großen Erzählungen“ – Bruder nennt z.B. die Erkenntnistheorie und die Emanzipation (Bruder, S.53), also ideologisch und gesellschaftlich höchst relevante Projekte -, die in der Moderne dazu dienten, eben genau dies zu tun: Wahrheiten zu artikulieren, die aber gleichzeitig daran scheiterten, nämlich *die Wirklichkeit* unter einer einzigen Bedeutung zusammenzufassen, an ihr Ende gelangt seien.

Prägend für eine postmoderne Anschauung ist ebenfalls die „Erfahrung des Scheiterns der Revolution(en), wenn nicht in der Eroberung der Macht, so spätestens im Versuch bzw. Versprechen, andere Verhältnisse einzurichten“ (ebd.), sie wird „zur Absage an die revolutionäre Hoffnung auf die Möglichkeit einer befreiten Gesellschaft“ (ebd.). Die modernen (ehemals aufklärerischen) Ideen von Freiheit oder Demokratie werden vor dem fast

nihilistisch behafteten Anspruch der Demaskierung durch die postmoderne Sprache zu romantischverliebten Anachronismen.

Die Situation einer postmodernen Lebenswelt ist bestimmt durch die Einzigartigkeit ihrer Szenen, das heißt, das Subjekt ist ständig neuen Situationen ausgesetzt, für die es noch keine Interpretationen gibt, auf die zurückgegriffen kann. Weiterhin ist die binäre Einteilung gegenständlicher wie auch abstrakter Begriffe nicht mehr haltbar: Begriffe und Perspektiven ergehen sich in grenzenloser Vielfalt.

Diese Bedingungen erschweren zielorientiertes Handeln, sie rufen Unsicherheit hervor. Die Modalitäten eines Subjekts der Sozialisationstheorie, das sich nach gesellschaftlich idealisierten und normativierten Zielen zu richten hat, lösen sich in Unbestimmtheit auf, denn die Gesellschaft verliert an Autorität, gültige Normen zu definieren. Gesellschaftliches Wissen wird unter diesen Voraussetzungen etwas anderes als ein determiniertes Gut, es wird flüchtig und biegsam. Es muss davon ausgegangen werden, dass es kein gesichertes Wissen geben kann, da Wissen genau wie Wahrheit in einer Kontextabhängigkeit (ent)steht und in einer sich ständig verschiebenden Pluralität von Wirklichkeiten relativiert wird.

Der Postmoderne-Diskurs sieht sich selbst als einen enthüllenden an, als hinterfragenden und bezeichnenden. Er will und sieht die Möglichkeit der „Befreiung“ und bedient sich der Mittel der „Ironisierung“ und „Delegitimierung von Herrschaft“ (Bruder, S.59).

Während für das Subjekt der Moderne die Tatsache, dass in der Vergangenheit bewährte Handlungsweisen für die Gegenwart genauso gültig erscheinen wie für die unmittelbare Zukunft (vgl. Bruder, 57), deutliche Orientierungsleistung hatte, fällt diese Sicherheit für das Subjekt der Postmoderne fast vollständig weg.

Auch stellt sich das moderne Subjekt jeweils immer einem Objektiven gegenüber, indem es eine Wirklichkeit in Binarismen schafft und reproduziert. Verschwimmen diese Grenzen zwischen den ehemals antagonistisch angelegten Begriffspaaren allerdings, entfällt auch deren Hierarchie und somit eine Möglichkeit, Werte eindeutig zu definieren.

„Postmodern ist: die Skepsis gegenüber jenen durch die Aufklärungsphilosophie begründeten Ansprüchen der Beweisbarkeit der Wahrheit unserer Urteile, der Möglichkeit eines Übergangs von kognitiven Urteilen zu moralischer Verpflichtung und der Kalkulierbarkeit und Legitimation von Interventionen“ (von Reijen, 1992, S.282). Insofern befinden wir uns auf der Ebene postmoderner Bekenntnisse, denn die Subjektgeschichte, insofern sie beginnt, für uns interessant zu werden, geht zurück auf Ideen der Aufklärung.

### 3.3 Dialogische Subjektivität

Orientieren wir uns an der von Geulen vorgeschlagenen Sichtweise auf gesellschaftliche Trends der Definition des Subjektbegriffs, so wirft die Analyse Bruders die Frage auf, ob es Zeit ist, eine neue Begriffsbestimmung innerhalb der Erziehungswissenschaften und der Sozialisationstheorie zu versuchen, einen Blick auf das Subjekt zu entwerfen, der Autonomie nicht erzwingen will, aber Beweglichkeit und Widerstand denkbar macht. Es ist ein tiefes Verlangen in den Sozialwissenschaften nach einer Definition des Subjekts, das sich ohne den Ballast einer Ideologie als seiner selbst mächtig, kritisch und verantwortlich denken lässt.

Dafür bedarf es einer „Theorie der Ambivalenz“, wie Zima (Zima, S.365) sie nennt, Wissen, das sich ironisch und dekonstruktiv mit den konstituierenden Momenten des Subjektwerdens befasst.

Die Negation dessen, was ideologisch Identität genannt wird, bedeutet eine Ablehnung des Subjektstatus (vgl. ebd.). Das Individuum entginge so dem Objektstatus, den es gesellschaftlich zugesprochen bekommt.

Denn als ein unterworfenen, manipuliertes müssen wir es mit Foucault begreifen, dessen Theorien uns Blickwinkel eröffnen auf strukturelle Mechanismen, die die Unabhängigkeit und insbesondere die Eigenständigkeit des Subjekts verhindern (vgl. Zima, S.226). War das Subjekt der Moderne noch Herr über die als vor-gesellschaftlich konstruierte Natur (vgl. Geier, 1999, S.44), so entlarvt Foucault das Subjekt in der Nachmoderne als Unterworfenen unter einen staatlichen Apparat der Machttechniken. Die Diskurse, in denen Subjekte sich bewegen, die Subjekte konstituieren, fungieren als „narrative Programme“ (Zima, S.227), die als Voraussetzung verstanden werden müssen für eine Subjektivität. Sie ermöglichen die Internalisierung gesellschaftlicher Norm, die die Steuerbarkeit der Individuen für den Staat erleichtern soll (vgl., ebd.). Die Gesellschaft bei Foucault ist also eine Struktur, die „Ängste, Aggressionen, Entfremdung und Apathie“ auslösen kann. Die in der Moderne aufgeweichte Bedeutung der Erfahrung, des Gefühls, der sinnlichen Wahrnehmung, die weder in das hegelianische noch in das cartesianische Konzept der Existenz durch Bewusstsein und dem von Ungewissheit gesäuberten Bereich des Wissens passte (vgl. Zima, S.234), gelangt unter Foucault zu neuer Stichhaltigkeit: die Individuen *erfahren* sich als subjektivierte. Diese fremddefinierte Subjektivierung ist bei Goffman das Stigma (Goffman, 1998), das die Authentizität dessen, was modern als Subjekt bezeichnet wird, aushöhlt. Das Subjekt ist Repräsentation seiner Zuschreibung, es spricht und handelt „im Rahmen fremder narrativer Programme“ (Zima, S.229). Foucaults postmoderne Kritik der cartesianischen Vernunft, die er als Grundlage eines Staatsapparats sieht, der herrscht, kontrolliert und dadurch

subjektiviert, steht im Zeichen seines Wahrheitsrelativismus, der Universalität als globales System einer Ethik misstrauen muss. Zima interpretiert demzufolge das Subjekt als eine dem Vernunftmechanismus unterworfenen Substanz, einer anonymen Macht unterworfen, als ein Subjekt der Verwaltung, dem seine Subjektivität gleichsam erst durch die Registrierung einer eigenen Nummer in einem Katalog von Nummern zur Identität gereicht (vgl. Zima, S.233). Vergegenwärtigen wir uns die Aussage Foucaults, die Macht sei „nicht eine Institution, eine Struktur, [...] nicht eine Mächtigkeit einiger Mächtiger. Die Macht sei [...] der Name, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt“ (Foucault, 1977, S.114), erscheint jedoch der Entwurf eines unterworfenen Subjekts verkürzt, da die Macht in den dynamischen Kräfteverhältnissen einer Gesellschaft durch die Individuen selbst wirkt, in ihnen selbst Effekt wird und sie gleichzeitig subjektiviert. Das Subjekt stellt einen Knotenpunkt des Netzes der Macht dar. Es ist Teil der Macht und sie ist Teil seines Handelns und Seins. Somit ist Foucaults Bild der Dialektik von System und Individuum selbst einer gewissen Energie ausgesetzt, die seine Aussagen zwischen der Idee einer vom Diskurs beherrschten Subjektivität und der „Ästhetik der autonomen Selbstschöpfung“ (Zima, S.234) schwingen lässt. Was ihm als lösbar gilt, ist die *Illusion* der Autonomie, die Aufgabe einer allgemeingültigen Vernunft. Das Subjekt als Effekt „diskursiver Formationen, Ideologien, Interdiskurse und normalistischer Verfahren“ (Zima, S.238) kann seine Subjektivität in Unabhängigkeit erst erlangen, wenn die Machtkonstellationen, unter denen es entsteht und die seine Unabhängigkeit zu verhindern wissen, beschreibbar gemacht werden. Unter diesen Voraussetzungen unterstellt Zima ein Subjekt als eine „dynamische Einheit von Individualität und Subjektivität [...], die weder ausschließlich als zugrundeliegende, mit sich selbst identische und sinnstiftende Instanz noch als zerfallendes Element oder unterworfenen Kreatur zu verstehen ist“ (Zima, S.24), wobei unter Individualität die durch die Subjektivität in Handeln und Sprechen freigesetzte Potentialität zu verstehen ist (vgl. Zima, S.20ff).

Hier wird das Subjekt als eine „dynamisch-dialogische Instanz“ (Zima, S.368) konstruiert, dessen Existenz sich ergibt aus einer ständigen Reibung mit der „Ambivalenz und Negation, Dialogizität und Alterität, Reflexivität, Narrativität und Identitätskonstruktion“ (ebd.). Subjektivität in Negation einer Vereinnahmung, mit einer Identität, die ihre Kontur nicht durch Differenz in Zurückweisung, sondern in Anerkennung des Fremdseins kriert, Subjektivität in Negation einer Ideologisierung zu denken, gelingt nach Zima (vgl. 365) nur einer solchen „Theorie der Ambivalenz“ ebd. mit den stilistischen Mitteln einer ironischen Dekonstruktion. Die Negation einer Identität als alleiniger Versuch, einer gesellschaftlichen (marktpolitischen, ideologischen und kulturindustriellen (vgl. ebd.)) Kolonisation zu

widerstehen, eine Position außerhalb des Systems vermuten möchte und aus dieser Vermutung heraus das Subjekt seine Stimme einbüßt und verstummt. Dennoch ist „Nichtidentität zugleich Verzicht auf Vereinnahmung des Objekts, des Anderen und des Fremden“ (Zima, S.266). Das Nicht-In-Besitz-Nehmen des Fremden ermöglicht, mit dem Fremden in einen Dialog zu treten, der unter dem Stern einer kritischen Distanz zum anderen und zur eigenen Subjektivität steht.

Als von Ambivalenz und Pluralität beeinflusste Instanz können deren Effekte erlebt werden im Sinne unbeeinflussbarer Gezeiten, Ambivalenz sowie Pluralität können zu Unentscheidbarkeit und Zerfall führen. Gleichzeitig jedoch können sie Subjektivität stärken durch ihre Forderung einer Kritik, die sich des Mittels der Ironie bedient, um festgefügte Strukturen, die das Subjekt in seiner Subjektivität und Individualität zu behindern drohen. Doch es stellt sich die Frage: „Wie ist es möglich, jenseits von ideologischer Vereinnahmung, d.h. in der Ambivalenz der Werte und im offenen Dialog, Subjektivität als Konsistenz, Kohärenz und Identitätskonstruktion“ (Zima, S.369) im gesellschaftlichen Spiel der Kräfte zu vollführen? „Die provisorische Antwort lautet: Es ist nur dann möglich, wenn klar wird, dass nicht nur individuelle, sondern auch kollektive Subjektivität stets eine Gratwanderung zwischen Selbstbehauptung und Selbstaufgabe ist. Nur wer bereit ist, sich radikal zu ändern, umzudenken oder mit einem völlig neuen narrativen Programm anzutreten, kann Ambivalenz, Dialog, Alterität und Reflexivität als Instrumente der Identitätskonstruktion nutzen“ (ebd.). Zugleich ist die Kompetenz, sich reflexiv mit Ambivalenz und Alterität zu befassen, abhängig von individueller Unabhängigkeit und Stärke, die als Voraussetzung eine Selbstdefinition als Identität zu brauchen scheint. Die durch Mehrdeutigkeit und Widersprüchlichkeit charakterisierte Lebenswelt des postmodernen Subjekts verlangt nach dieser Kompetenz. In seiner Individualität als einer „ambivalenten Einheit“ (Zima, S.271) ist die Widersprüchlichkeit nichts dem Subjekt Äußerliches, die Anerkennung der Widersprüchlichkeit im individuellen Erleben als eine Dialektik der Anerkennung ermöglicht dem Subjekt durch Erfahrung des Fremden eine Entfaltung der Selbsterfahrung. Das Subjekt erliegt dem paradoxen „Zwang zu Freiheit und Selbstgestaltung“ (Zima, S.372). Die Selbstgestaltung und –erfahrung in dem Dialog mit dem Anderen offenbart sich in der „Anerkennung des anderen im Selbst“ (Zima, S.373). Die Anerkennung der Ambivalenz als konstitutives Moment von Subjektivität und Erleben bedeutet ebenfalls das Verständnis von Dialogizität und Reflexivität als Voraussetzung der Identität. Im Diskurs entsteht das Subjekt durch Sprechen und Handeln. Identität ist somit die Auseinandersetzung mit dem Anderen.

Der im Zusammenhang mit der Konstruktion eines sich selbst erkennenden Subjekts oft beschworene Autonomiebegriff verlangt nach einer neuen Definition: Er offenbart sich uns nicht in der reinen Struktur der Vernunft, sondern vielmehr in einer Form sozialer Beziehungen, die die Anwesenheit des Anderen immer schon voraussetzt. Die Berührung mit Alteritäten im Verlauf einer Biographie, mit Fremdem in „Kultur, Sprache, Ideologie und Theorie“ (Zima, S.377), wirft das Subjekt, das eine Position bezieht in Bezug auf das fremd Erlebte, auf sich selbst zurück: es kann zur Reflexion seiner selbst, zur Reflexion dessen, was in ihm selbst das Andere anders werden lässt, angeregt werden. „Ambivalenz und Negation“ (Zima, S.369) prägen den Prozess der Subjektivierung sowie des Subjekt-Seins in gleichem Maße, wie „Dialogizität und Reflexivität“ (Zima, S.374) ihre Voraussetzungen sind.

Die durch normalisierende Mechanismen vertretene Gesellschaft – in diesem Zusammenhang zugegeben als Abstraktum zu verstehen, jedoch in der Funktionsweise ihres Apparats konkret erlebbar – gewinnt für das Subjekt im Alltag ebenfalls als das Andere Bedeutung. Subjekte werden in unterschiedlichen Situationen in Auseinandersetzung mit diesem Anderen geraten: Situationen, „in denen sie sich dialogisch auseinander beziehen, ihre Beziehungen reflektieren und unablässig versuchen, sich der Vereinnahmung durch kollektive Aktanten (Familie, Institution, Organisation) zu entziehen. Dabei geht es einerseits um die Auflehnung gegen Indifferenz und Konsum, andererseits um die Auseinandersetzung mit Ideologie“ (Zima, S.378). Narrativ ereignet sich diese Abgrenzung gegen die Norm, narrativ eignen sich Subjekte auch die Relevanzkriterien an, nach denen die Abgrenzung sich vollzieht. Diese Kriterien hängen wesentlich von den gesellschaftlichen Startbedingungen ab, die die einzelne bei ihrer Geburt in eine bestimmte Gesellschaft hat. Aus dieser Situation heraus sind gewisse Standpunkte normativ mit mehr Legitimität ausgestattet als andere. Die Reflexion der Bedingungen des Aufwachsens, die kritische Auseinandersetzung mit Legitimationsmechanismen, die der kategorieinternen (sei es die Kategorie Klasse, Ethnie oder Geschlecht) Gleichschaltung dienen, ist Voraussetzung der Entwicklung einer kategorieunabhängigen, individuellen Subjektivität (vgl. Zima, S.379). Als narratives Element spielt hier nicht allein die Sprache in linguistischem Sinne eine Rolle, „sondern auch die ideologischen, religiösen und wissenschaftlichen Sprachen“ (Zima, S.380) der Umgebung des Subjekts. Diese narrativen Programme, die, wir erinnern uns, „als sprachliche Strukturen und Handlungsstrukturen Subjektivität konstituieren“ (Zima, S.227), kann das Subjekt illegitimieren, ihre Beständigkeit, die sie aus der fortwährenden Wiederholung ihrer selbst durch die Reproduktion durch die individuellen Subjekte erlangen, kann vom Subjekt

destabilisiert werden. Sinn, also hier die normativ legitimierte Bedeutung narrativer Programme, unterliegt keiner Allgemeingültigkeit und ist nichts Fixes: Sinn ist verschiebbar.

### **3.4 Zusammenfassung: Wiederholung als Sollbruchstelle der Kohärenz**

Die Verschiebbarkeit von Sinn und die Ohnmacht des Subjekts, dem Zeichen eine signifikant- und interpretationsunabhängige Bedeutung zu geben, erinnern uns an die Thesen Derridas, die im ersten Kapitel vorgestellt wurden: das Zeichen erlangt seine Bedeutung erst durch die Existenz und Andersartigkeit anderer Zeichen innerhalb der Struktur eines Systems aus Zeichen. Zima (Zima, S.207) erläutert, „dass es einen stabilen, identifizierbaren Sinn aus zwei Gründen nicht geben kann: erstens, weil jedes sprachliche Zeichen in einem unabschließbaren, offenen Kontext von Differenzen bedeutet, das es uns nicht gestattet, dieses Zeichen auf einen eindeutigen Sinn festzulegen; zweitens, weil die Wiederholung eines solchen Zeichens im Kontext zu immer neuen Abweichungen und Sinnverschiebungen führt, die ebenfalls Eindeutigkeit (als endgültige Sinngegenwart oder Sinnpräsenz) vereiteln“. Derrida partikularisiert Signifikant und Bedeutung, er kreierte nicht nur in die Relevanz eines Kontextes, sondern radikalisiert ihre Abhängigkeit von der Differenz der Zeichen untereinander. „Für die individuelle und kollektive Subjektivität bedeutet dies, dass sie auf keine Sinnpräsenz gegründet werden kann und sich im stets offenen, unabschließbaren Differenzierungsprozess der Signifikanten auflöst. Sie zerfällt, weil sie seit Descartes mit dem begrifflichen cogito und der Definierbarkeit des Begriffs verbunden ist. Wo Begrifflichkeit einer endlosen Verkettung von Signifikanten unterworfen ist, dort büßt Subjektivität ihre noetische Grundlage ein“ (Zima, S.209).

Die Iterabilität, die Wiederholung inklusive der Verschiebung von Bedeutung, reproduziert nicht einfach, sie zersetzt die vorangehende vermeintlich Kohärenz eines Wortes oder einer Handlung und macht eine Identität derselben nicht eindeutig bestimmbar. Ihre endgültige Transparenz ist unmöglich, „weil Differenz und Iterabilität die Wiederholung eines und desselben Sprechakts stets vereiteln“ (Zima, S.210).

Das Bewusstsein des sich selbst bewussten Subjekts der Moderne entpuppt sich als ein prozessuales System der Verschiebung, es kennt keinen Ruhezustand determinierter Identität, Bewusstsein selbst in ein Gedankenfluss. „Identitäten und Definitionen“ sind demnach „Fiktionen oder Illusionen, die es zu dekonstruieren gibt“ (Zima, S.211). Nicht die Negation

einer Identität ist die Grundlage einer solchen Theorie der Dynamik der Wiederholung. Identität selbst fragmentiert sich durch die Anerkennung des Anderen, das sie noch vor Momenten selbst war oder in einiger Zeit sein wird. Individuelle Subjektivität bedeutet nicht Konstanz und Sinninhärenz, sie entsteht als Effekt narrativer Programme in steter Auseinandersetzung mit dem Anderen. Sie bedeutet Verhandlung von Abweichungen und Widersprüchen, Wiederholung von Sprechen und Handeln in situativen und daher partikularen Kontexten. Eine solche verhandelte Subjektivität als diskursives Produkt stellt die Grundlage dar von Kritik und Widerstand, die das Subjekt in seiner individuellen Biographie zu leisten hat. Identität als Prozess entsteht im dialogischen Erleben des Anderen außerhalb sowie innerhalb der eigenen Subjektivität. Widerstand ist demnach keine moderne Illusion eines autonomen Subjekts als autarker Instanz. Widerstand ist einer prozessualen Identität inhärent.

## 4. Widerstand gegen das Gesetz

Die bisher hergestellten Perspektiven auf das Subjekt, die sich aus einer Kritik der Moderne entwickeln lassen, veranschaulichen den Zusammenhang von Subjektivierung und gesellschaftlichen Machtmechanismen. Im Zusammenhang mit dem Vorhaben dieser Arbeit, eine Aussicht auf eine begriffsreflektierende pädagogische Praxis zu entwerfen, ist es erforderlich, diese strukturell definierte Subjektposition weiter auszubauen. In meinem Interesse liegt es, mit einem reflektierten Umgang mit den Ansätzen Butlers eine theoretische Möglichkeit zu erschaffen, wie sich das Subjekt innerhalb der Machtgeflechte bewegen kann, indem es sie nicht allein reproduziert, sondern auch Widerstand gegen sie leistet. Interpretieren wir die Spannungsverhältnisse dieses Machtnetzes als das Wirken kultureller Norm, so bedeutet Widerstand in diesem Zusammenhang das Verhindern einer reibungslosen Normativierung durch die sozialen Techniken der Subjektivierung. Butler eröffnet meiner Ansicht nach eine poststrukturalistische Sichtweise der Kategorie Geschlecht, mit der sich Widerstand in dieser Form realisieren lässt. Unter diesem Aspekt sehe ich in Butlers Theorien eine Verknüpfung machttheoretisierender poststrukturalistischer und geschlechtsbezogener feministischer Prinzipien.

„Widerstand gegen das Gesetz“ – so der Titel des Kapitels – hat in diesem Fall für mich die Bedeutung, dass ich Butlers Theorien in ihrer Intention so verstehe, dass Butler die gesellschaftlichen Mechanismen der Reproduktion von Machtverhältnissen nicht als neutrale, sondern als hierarchisierende und damit Ungleichheit erzeugende Momente von Subjektivierung auffasst: sie erzeugt eine komplexe Darstellung des Gesetzes als umfassendes Konzept von Normierungspraktiken, das ich im Verlauf des Textes näher erläutern werde. Butlers Arbeiten stehen nicht in der Tradition feministischer Zielsetzungen der zweiten Frauenbewegung, die sich an einem differenzierenden Geschlechtermodell orientieren. Butler kritisiert diese Abgrenzungstaktik und versucht, andere Methoden des Widerspruchs zu entwickeln.

Im anschließenden Text versuche ich in erster Linie, grundsätzliche Begrifflichkeiten Butlers zu recherchieren. Dies geschieht unter thematischer Ausrichtung an ihren Werken „Das Unbehagen der Geschlechter“ (Butler, 1991), „Körper von Gewicht“ (Butler, 1997) und „Hass spricht“ (Butler, 1998), deren unterschiedliche Gewichtung der Abstrakta Geschlecht, Subjektivierung und Macht ich zur Strukturierung der Erklärungen übernehme. Butlers Werke haben in feministisch-wissenschaftlichen Kontexten für hohes Aufsehen gesorgt. Daher werde ich an einigen Stellen weiterführende sowie kritische Perspektiven in ein Verhältnis der von

ihr gemachten Aussagen setzen. Raab, Lorey sowie Hauskeller haben hier meines Erachtens differenzierte Rezensionsarbeit geleistet.

Butlers Ziel ist es, „über die Historizität und Wirkungsweise von Diskurs- und Machtpraktiken aufzuklären, und so die Strategien der hegemonialen Machtverhältnisse zu stören“ (Lorey, S.8f). Ihr bedeutet also das Wissen um gesellschaftliche Zwänge ein notwendiger Schritt in Richtung eines Widerstands gegen dieselben. Das Ziel ist die „Befreiung“ von „Ausgeschlossenen“ (ebd.). Sich von den Diskursen zu lösen, ist daher auch Auftrag der Philosophin, denn sie selbst ist gefangen in den sozialen Strickmustern der Subjektivierung, sie ist Teil und immer auch Reproduzierende der konventionellen Machtpraktiken. In einem Prozess der Selbstreflexion erwartet Butler, sich von den sich historisch in ihren eigenen Sprach- und Denkmustern materialisierenden Machtmodellen zu lösen, um widerständige Praktiken entwickeln zu können.

Butlers Zielsetzungen verschieben sich indes im Laufe der Zeit, in der sie verschiedene Werke veröffentlicht, die sich mit unterschiedlichen Aspekten der Macht beschäftigen.

Als sie 1991 „Das Unbehagen der Geschlechter“ herausbringt, löst sie damit besonders im mitteleuropäischen Raum selbst großen Missmut dahingehend aus, als es ihr gelungen ist, feministische Grundprinzipien, ja feministische Politik an sich in Frage zu stellen (vgl. Lorey, S.7). Sie wird verdächtigt, dem Feminismus das Subjekt seiner Politik, die ‚Frau‘, nehmen zu wollen. Ihre „radikale Kritik dieser Identitätskategorien“ (Butler, 1991, S.10) zielen auf eine ebenso radikale Infragestellung des Geschlechterverhältnisses und seinen Re/Produktionsbedingungen durch gesellschaftliche Diskurse und auch das feministische ‚sex und gender‘-Modell ab.

In „Körper von Gewicht“ (Butler, 1997) nimmt sie auf die Kritik am „Unbehagen der Geschlechter“ Bezug und erklärt, nicht die ‚Frau‘ als Subjekt des Feminismus in Frage gestellt zu haben, sondern allein die hegemoniale Produktion einer Illusion des cartesianischen Subjekts (vgl. Butler, 1997, S.15f; Lorey, S.12). In „Hass spricht“ (Butler 1998) beschäftigt sie sich mit der – juridischen – Wirkungsweise von Sprache. Sie führt die konstruktivistische Konsistenz von Sprache aus. In ihren Werken, die m.E. in machtanalytischer Fragestellung aufeinander aufbauen, konkretisiert sie ihr Anliegen: Die Konstruiertheit der Geschlechtsidentität und die diskursive Subjektivierung in „Das Unbehagen der Geschlechter“, die Ausführungen über die Konstruktion von Materialität in „Körper von Gewicht“ und letztlich die Macht von Sprache (als direktes Werkzeug der Diskurse) und Anrufung in „Hass spricht“, stehen in engen und mit der Zeit dichter

werdenden Zusammenhängen. Ich werde ihre einzelnen Ansätze, die sie in diesen drei Schriften vertritt im folgenden kurz versuchen darzustellen.

#### 4.1 Grundbegriffe

Butler setzt sich in ihren Ausführungen stark mit den begrifflichen Axiomen Foucaults auseinander, wie sie im ersten Kapitel vorgestellt werden (vgl. Hauskeller, S.43).

Foucaults Definition von Macht, die „die traditionelle Vorstellung einer binär strukturierten und repressiven Macht im Sinne von Herrscher und Beherrschten außer Kraft setzt“ (Raab, S.68), bildet dabei auch den Kern ihrer Annahmen.

Das Geschlechterverhältnis stellt für Butler als „hegemonial gewordene binäre Organisationsform“ (ebd.) einen „Effekt einer spezifischen Machtformation“ (ebd.) dar. Die Macht selbst ist ebenfalls der Effekt bestimmter, hegemonial gewordener Diskurse. Sie sichert durch die Produktion des Geschlechtercodes ihren Bestand. Aus einer solchen Position heraus ermöglicht Foucaults Theorie die Entwicklung spezieller Strategien zur Subversion des Geschlechterverhältnisses. Butler entwickelt eine Lesart Foucaults, nach der durch die „genealogische Methode, die binär und repressiv gesetzte Organisationsform von Macht“ (ebd.) so pluralisiert werden kann, dass die Geschlechterordnung an sich in Frage gestellt werden muss.

Auch sieht Butler in Machtstrukturen und gesellschaftlichen Herrschaftsmodellen direkte Verknüpfungen zu dem, was im Rahmen moderner Subjekttheorien als Subjekt thematisiert wird. Sie veranschaulicht das moderne Subjektverständnis als ein in sich Paradoxes, dessen Widerspruch darin besteht, unter Einordnung in eine historischen kulturellen Sphäre - Widerstand und Machtreproduktion implizit - ein souveränes und authentisches Selbst heraus zu bilden (vgl. Hauskeller, S.7ff).

Butlers Thesen leiten sich ab von den Annahmen Foucaults zu Macht und Diskurs. In ihren Ansätzen bezieht sie sich auf Derridas Zeichentheorie, dessen Grundgedanken der Dekonstruktion sie auf die Geschlechtsidentität bezieht (vgl. Hauskeller, S.43).

Sie schlägt in ihren Schriften eine Brücke zwischen Derridas Sprachphilosophie der "Rekonstruktion illokutionärer und perlokutionärer Sprachwirkungen"<sup>2</sup> (ebd.) und der Theorie produktiver Machtverhältnisse und diskursiver Subjektivierung Foucaults.

"Die performative Kraft, die Sprache innewohnt, ist demnach (nach Derrida, B.H.) das fundamentale Konstruktionsprinzip von Wirklichkeit" (Hauskeller, S.44). Als Effekt ihrer Theorie von Macht als produktive und performative Kraft entsteht als Essenz ihrer Theorie ein Subjekt, das "juridisch-diskursiv" (ebd.) erzeugt ist.

Als elementar problematisch am Modell des modernen Subjekts empfindet Butler die Idee einer kohärenten Identität: der Entwurf einer einheitlichen, "weder von außen noch von innen bedrohten" Identität ist ihrer Ansicht nach fragwürdig (ebd.). Sobald das Subjekt, wie Foucault in "Die Ordnung der Dinge" schreibt, sich reflexiv auf sich selbst bezieht, das heißt, sich selbst zum Objekt seines Bewusstseins macht, existiert es ganz offensichtlich in einer Dimension des Geteiltseins.

Foucaults Befund, dass Subjekte erst erschaffen werden, indem sie Anders-seiende(s) vom Subjektsein ausgrenzen oder Muster konfigurieren, an denen das Maß der Subjektwerdung (in Form von Orientierung an gesellschaftlichen Normen) gemessen werden kann, spielt für Butler eine zentrale Rolle. Auch sie geht davon aus, dass Ausschlussmechanismen entscheidend sind für Subjektwerdung (vgl. ebd.). Im Zusammenhang von Benennen und Bedeutungsproduktion entstehen hier Strukturen, in denen sich Subjekte als solche erst disponieren (ebd.).

Nach Hauskellers Ansicht liegt für beide, Foucault und Butler ihre Bestimmung als Theoretikerinnen bzw. Philosophinnen in einem politischen Auftrag, der „durchaus klassisch“ (Hauskeller, S.45) aufklärerisch bedingt ist.

#### **4.1.1 Macht und Subjektivierung**

Die Macht wird also von Butler wie auch von Foucault als etwas Allumfassendes verstanden: "Butlers Prämisse ist, dass eine Position außerhalb gesellschaftlicher Machtverhältnisse nicht angenommen werden kann" (Lorey, S.10). In engem Zusammenhang mit einem diskursiven

---

<sup>2</sup> In Judith Butler, *Hass spricht*, Berlin 1998, S.13, erklärt Butler dieses Konzept Austins [John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte*, Stuttgart 1979]: illokutionäre Akte unterscheiden sich von perlokutionären Akten dadurch, dass das Gesagte dadurch, dass es ausgesprochen wird, sich bereits in die Tat umsetzt. Perlokutionär wird eine solche Äußerung genannt, die bestimmte Konsequenzen nach sich zieht, die aber zeitlich unabhängig vom Gesagten sind.

Wissensbegriff lässt Foucault den "Komplex des Macht-Wissens" (Hauskeller, S.47) entstehen, einen Pool mit einer Ansammlung von Wissenspraktiken. Das Wissen selbst macht erst das Subjekt aus, das heißt, die Trennung zwischen Subjekt, dem Wissenden, und dem Objekt, dem Gewussten, Erkannten, Transparenten, bedingen erst die Markierung des (nach Hauskeller, S.48: "in der Moderne (...) anerkannten") Wissens.

Butler wie Foucault sehen beide die etablierten Episteme als Werkzeuge an, Wissensobjekte und somit gleichzeitig Subjekte zu erzeugen, die gesellschaftlich kontrollierbar sind. „Sie sehen darum die Installierung von Diskursen und ihre Kontrolle als ein effektives Instrument der Macht und Gegenmacht" (ebd.).

Als solches, nämlich als instrumentalisierte Diskurse, lassen sich diejenigen entlarven, die basieren auf der Behauptung, es gäbe absolutes Wissen, es gäbe eine einzige Wahrheit. Butler erklärt Wissen und Wahrheit zu gesellschaftlichen Konstrukten (ebd.), die nichtsdestotrotz resistente Mythen und somit lebensweltlich für die einzelnen Individuen hochrelevant sind.

Erinnern wir uns: „Unter Macht [...] ist zunächst zu verstehen: die Vielfältigkeit von Kräfteverhältnissen" (Foucault, 1983, S.113), die ein dynamisches Netz aus Machtbeziehungen knüpfen, das sich selbst ständig wiederholt, reproduziert und verschiebt. Foucault konstruiert die Metapher eines „nicht zentrierten, sondern lokalen und zeitlich ausgedehnten, bewegliches Geflechts gesellschaftlicher Beziehungen" (Hauskeller, S.212). Foucault stellt die Macht im Plural dar.

Butler entwickelt nun ein daran orientiertes Machtmodell, das für ihre Konzeptionen von Subjekt und auch von Widerstand von grundlegender Bedeutung ist.

Die Macht bei Butler stellt sich dar als eine Herrschaftsform, eine strukturelle, sprachlich konzipierte Figur performativer Praktiken. Sie „wirken auf zwei verschiedene Arten auf das Individuum ein" (vgl. Hauskeller, ebd.): repressiv und produktiv.

Machtbeziehungen wirken insofern repressiv, als sie nur ganz bestimmte Möglichkeiten der Subjektwerdung überhaupt zulassen, während sie andere von vorneherein ausschließen, um die möglichen Positionen erst erschaffen zu können. Andererseits stellen sie in ihrem produktiven Moment Orientierung zur Verfügung, sie verkörpern Erfahrungen, figurative Matrizen und Leitbilder, nach denen Subjektwerdung sich vollziehen kann (vgl. Hauskeller, S.214).

Die moderne Subjektidentität erläutert Hauskeller demnach als eine „komplexe Anordnung von durchgehaltenen Eigenschaften, körperlichen und kognitiven Selbstbeherrschungsleistungen, die dem Individuum aufgezwungen werden, denen es sich aber auch selbst unterwirft und sich so erzieht" (Hauskeller, S.214f).

Foucault sieht das Subjekt eher als Effekt ständiger gegenseitiger Wirkungen interaktionaler Auseinandersetzungen im dynamischen Beziehungs- und Machtgeflecht; ein permanenter Prozess der Subjektivierung. Butler wiederum ist in „Das Unbehagen der Geschlechter“ der Ansicht, dass das Individuum selbst keinen Anteil hat an der eigenen Subjektwerdung, es ist selbst nicht aktiv beteiligt, sondern Produkt gesellschaftlicher Machtmechanismen. Butler thematisiert das Subjekt im Gegensatz zu ihren späteren Entwürfen noch als Effekt der Macht, „das eben nicht selbst seine Situation verursacht“ (Hauskeller, S.219).

Nicht erst seit „Körper von Gewicht“ verortet Butler Macht immer innerhalb der Sprache, das heißt, Sprache gibt die „Strukturen der Subjektwerdung“ (Hauskeller, S.212) vor, das Subjekt selbst nimmt eine Position innerhalb der Sprache ein. „Die erste Macht, der alle Individuen unweigerlich ausgesetzt sind, sind die sprachlichen Konstruktionsregel der physischen und kognitiven Existenz, denen das patriarchale Gesetz der Zwangsheterosexualität zugrunde liegt“ (ebd.). Butler stellt für Foucaults Annahme, dass das Subjekt von der Macht erschaffen, wie auch durch sie repräsentiert wird, einen Zeitrahmen her: Das Individuum wird im ersten Schritt durch die Anrufung der Macht hergestellt, erst danach repräsentiert die Macht es als Subjekt. Das Subjekt selbst bezieht also, sobald es angerufen ist, eine Position in der Macht.

Die Performativität der Sprache ist nach Butler der Ursprung allen Seins und Denkens.

Butler konzipiert die Macht als ein „Gesetz“ (vgl. Butler, 1991, S.116, Lorey, S.32), das sowohl die Verbote, wie auch die von ihm verbotenen Praktiken hervorbringt. Diese durch ein Verbot kontrollierten Praktiken gelten erst durch das Gesetz als verbotene. Während Foucault deutlich den produktiven Charakter des Gesetzes in den Vordergrund stellt (vgl. Lorey, S. 53), befindet sich der Ort des Gesetzes als repressivem bei Butler viel zentraler. Sie hebt hervor, dass die für geschlechtlich definierte Subjekte entscheidenden Normierungspraktiken für dieselben konstitutiv sind.

Vor dem Gesetz existiert nichts; das heißt, die Vermutung eines „vorher“ ist selbst nur Effekt des Gesetzes, ein Produkt der Naturalisierung bestimmter Seins- und Diskursformen. Das Gesetz bestimmt den Modus der Produktion bestimmter Machttechniken, wie z.B. der binär organisierten Geschlechtsordnung. Das Gesetz verwertet und formt die Sprache: „Wird also die Sprache durch das Gesetz strukturiert und das Gesetz seinerseits durch die Sprache veranschaulicht, ja sogar in Szene gesetzt, so kann die Beschreibung oder Erzählung nicht wissen, was außerhalb ihrer – d.h. vor dem Gesetz – liegt“ (Butler, 1991, S.116).

Auch ist das Gesetz die entscheidende Installation zur Konfiguration des „Innen“ und „Außen“ bestimmter Diskurse. Es steht also für Grenzziehung und Markierung und Konstruktion von Antagonismen. Butlers Anliegen ist es, diese Konstruktionen als solche zu

entlarven und ihre Veränderlichkeit zu nutzen. Die zwei Momente der Repressivität und Produktivität des Gesetzes spielen dabei eine große Rolle.

Butler konzipiert die geschlechtliche Subjektwerdung als eine wesentlich durch Wiederholungen konstituierte. Sie geht davon aus, dass normierende und systemerhaltende Praktiken stets einem Wiederholungszwang unterliegen, um sich selbst zu stabilisieren, da sie selbst nur Imitationen von Idealvorstellungen sind. Diese Wiederholungen laufen in sich nie identisch mit dem Wiederholten ab, das heißt, bei jeder Wiederholung verschiebt sich der Inhalt des Wiederholten ein Stück. Darin liegen für Butler ganz entscheidende produktive Aspekte der gesetzesimmanenten Zwänge.

Problematisch an der hier dargestellten Sichtweise Butlers ist laut Lorey (vgl. Lorey, S.55ff), dass Butler ihren Machtbegriff nicht eindeutig trennt von einem binär kodierten Herrschaftsbegriff. Daraus entsteht eine Sichtweise von Subjekten, die den Mechanismen einer linear wirkenden Macht bzw. Unterdrückung mehr oder weniger hilflos ausgeliefert sind. Lorey ist der Meinung, dass hier Foucaults Modell der Machtbeziehungen und Butlers Herrschaftsanalyse in ein gemeinsames Konzept gebracht werden müssen, um perspektivisch ein dynamisches Moment des Widerstands erklären zu können, das die Universalität von Machtmechanismen, wie Butler sie annimmt, in Frage stellt und gleichzeitig ihr Modell der verschiebbaren Identitäten nutzt.

#### **4.1.2 Die diskursive Konstruktion des ‚Außen‘**

Eine Auseinandersetzung mit Begriffen und ihren Funktionen geschieht immer im Rahmen eines Systems von Begriffen. Reproduktion und Dekonstruktion von Bedeutungen gehen somit Hand in Hand. Bedeutung muss als etwas Begriffsinhärentes reflektiert werden und die Konstruktivität von Sprache deutlich gemacht werden, um Zuschreibungen nicht als Gegeben oder natürlich darzustellen. Bedeutung entsteht nach Butler (vgl. Lorey, S.18) in Machtverhältnissen und Diskursen. Und in dem Augenblick, in dem ein Ding als normal oder verständlich markiert wird, wird alles andere, dem Nichtentsprechende ausgeschlossen. Bedeutung wird nur aufgrund dessen erlangt, dass etwas anderes als „unbedeutend, unsichtbar, unmöglich oder unnormal gilt“ (ebd.). Ganz elementar auf Butlers Theorie bezogen heißt das hier: Natur ist etwas, das *innerhalb unserer Kultur* als natürlich bezeichnet wird, es bekommt damit einen Status des Unveränderbaren, des selbstverständlich Fixierten. Diese Trennung zwischen Natur und Kultur (vgl. auch: zwischen sex und gender) ist für

Butler eine durch diskursive Praktiken hervorgerufene (vgl. Lorey, ebd.). Das bedeutet also, „dass jede diskursive Formation ein ‚Außen‘ konstituiert“ (Butler, Körper von Gewicht, S.247).

Dem ist nicht zu entgehen. Butler will diese Eigenschaft von Bedeutungskonstruktionen auch so gar nicht kritisieren. Wichtig ist ihr nur, dass die dadurch entstehenden Grenzen, die das eigentlich Konstruierte des Ausschlusses darstellen, als dynamisch verstanden werden, als flexible Demarkationslinien zwischen einem diskursiven Innen und einem Außen, wobei gleichzeitig reflektiert werden muss, dass diese sich gegenseitig bedingen. Die Grenzen sollen nicht als feststehend gelten, sondern immer wieder neuen diskursiven Kräften ausgesetzt und dadurch verändert werden. Werden die Grenze und das konstitutive Außen allerdings festgeschrieben, so fixiert dies ebenfalls Herrschaftsverhältnisse (Lorey, S.28): „Dem Ausgeschlossenen werden so bestimmte unveränderliche Eigenschaften zugeschrieben, die seine Natürlichkeit begründen sollen“.

In der modernen Subjektkonzeption wird ein „innerer Kern“ (Lorey, S.30) als kohärentes Selbst imaginiert, der in Loreys Augen eine „diskursiv aufrechterhaltende Illusion“ (ebd.) darstellt. Das heißt, er existiert nicht. Seine Imagination allerdings hat die entsprechende Funktion, die Grenze zwischen einem Innen und einem Außen aufrechtzuerhalten.

Diese Idee eines authentischen Selbst kann als kulturelle Konstruktion betrachtet werden und ist historisch bedingt. Aber diese Konstruiertheit bezieht sich nicht allein auf die Idee. Lorey betont, dass nicht allein die Vorstellung des Selbst in einem „sprachlich-diskursiven Rahmen“ (Lorey, S.30) gestaltet werden, sondern auch „spezifische Selbstverhältnisse, eine historische gewordene Art und Weise, ‚in der Welt zu sein‘“ (ebd.).

Die Idee einer kohärenten Identität besitzt „subjektkonstituierende Funktion“ (ebd.), das heißt, sie ist für den lebensweltlich Alltag geschlechtlich definierter Personen von entscheidender Bedeutung. „Konstruktionen ‚sitzen im Fleisch‘ und ‚in‘ der Psyche“ (Lorey, S.31). Sie werden gelebt und können als ‚historisch gewordene Seinsweisen‘ bezeichnet werden.

#### **4.1.3 Repräsentation**

Ebenso wie das ein ‚Innen‘ konstituierende ‚Außen‘ sich als Konstruktion erweist, stellt auch die Funktion von Zeichen an sich, nämlich die Repräsentation einer immanenten Bedeutung, eine Konstruktion dar. Butler kritisiert eine Politik der Repräsentation, die auf der Vorstellung basiert, eine Erscheinung stünde in einem „Abbildungsverhältnis“ (Lorey, S.76) zur Realität.

Unser Alltagsverständnis (vgl. ebd.) nimmt an, Zeichen bildeten die Wirklichkeit ab, bzw. ‚Sprache repräsentiere Materie‘. Kern dieser Annahme ist, es gebe ein der Sprache vorgelagertes Sein, das in seiner Existenz unabhängig von ihr ist. Wir konstruieren gegensätzliche Paare wie z.B. Natur und Kultur und trennen sie voneinander, denn Teil dieser Konstruktion ist ihre scheinbare Eigenständigkeit, die charakterisiert ist durch ganz bestimmte Eigenschaften. Das sie repräsentierende Zeichen „entspricht dann identitätslogisch diesem vorgängigen Wesen oder dieser Substanz“ (ebd.). Damit aber werden Bedeutungen als identitäts- wie auch zeichenimmanent fixiert. Kategorien innerhalb enger Grenzen sind die Folge dieser Logik. „Andere Bedeutungen, Interpretationen, Wahrnehmungen ‚scheitern‘ an der Faktizität des Seins und werden mit dieser autoritären Geste ausgeschlossen und tendenziell verunmöglicht. Es entsteht der Eindruck, als ob es die eine Wahrheit im Sinne einer identischen Abbildung gäbe“ (ebd.).

Diese Annahmen verdichten den Kern Butlers Aussagen zu Geschlecht, Macht und Sprache. Eine Kritik der Repräsentation, die davon ausgeht, dass Abbildungen nie identisch sein können, versteht Bezeichnen selbst als einen entscheidenden Akt der Bedeutungskonstruktion. Lorey sagt: „Bezeichnen ist eine gesellschaftliche Arbeit, die eine geschichtliche Dimension hat“ (Lorey, S.78). Bedeutungen entstehen immer in kulturellen und historischen Kontexten, ohne die sie nicht verständlich sind. Sobald Sprache benutzt wird, transportiert sie und erschafft so kulturelle Bedeutungen und Botschaften. Auch hier geschieht wieder die Erschaffung eines Zeichens – wie wir es schon bei Saussure und später in der Theorie Derridas sehen konnten – durch die Abgrenzung zu anderen Zeichen. Die Bedeutung entsteht im Prozess der Repräsentation, indem das Objekt in ein Verhältnis gesetzt wird zu Objekten, die es nicht ist (vgl. Lorey, S.79).

Sobald die Vorstellung auftaucht, es handele sich bei einer Interpretation um die Repräsentation eines der Deutung Vorgängigen, werden „gesellschaftlich historische Prozesse der Bedeutungsherstellung“ (ebd.) ignoriert.

Die Kritik richtet nun ihr Augenmerk auf diese Vorgänge der Konstruktion. In ihrer Analyse sollen (gesellschaftlich) zitierte ‚Tatsachen‘ als nicht-identische Repräsentationen von Bedeutungskonstruktionen demaskiert werden.

## 4.2 Differenztheorie und Dekonstruktion: Das Unbehagen der Geschlechter

Im Rahmen einer Kritik der Repräsentation ist Butlers Ausgangspunkt die Infragestellung der Darstellung von Geschlecht. Sie problematisiert die Darstellung von authentischer Geschlechtsidentität, wobei sie die Authentizität in Frage stellt. Die filmische „Darstellung von Frauen“ durch einen Transvestiten (beispielsweise in „Female Trouble“) „weist implizit darauf hin dass die Geschlechtsidentität eine Art ständiger Nachahmung ist, die als das Reale gilt. Sein/Ihr Auftritt destabilisiert gerade die Unterscheidungen zwischen natürlich und künstlich, Tiefe und Oberfläche, Innen und Außen, durch die der Diskurs über die Geschlechtsidentitäten fast immer funktioniert“ (Butler, 1991, S.8). Sie identifiziert also die Darstellung dessen, was kulturell als ‚natürlich‘ gilt, als eine Leistung, ein Schauspiel, als Performanz.

Da Weiblichkeit nun als eine patriarchal konstruierte Hülle erscheint, eine Nachahmung eines unerreichbaren Ideals, wird für Butler auch der Begriff der ‚Frau‘ als zentrale Identitätskategorie fragwürdig. Denn werden nicht durch den Gebrauch einer patriarchalen, nach Irigaray ‚phallogozentrischen‘ Sprache gerade die herrschaftsreproduzierenden Begriffe wiederholt und gefestigt (vgl. Butler, 1991, S.21)?

Unter diesen Voraussetzungen befasst sich Butler mit der Subjektkonzeption des Feminismus. Sie identifiziert ein dem Handeln und der Sprache vorgelagertes Subjekt, das selbst wieder von der Sprache repräsentiert werden soll und erklärt es als diskursiven Effekt jenes Machtsystems, das der Feminismus bekämpfen will. Die binäre Geschlechterordnung wacht als Zwangsheterosexualität eifersüchtig über die Produktion „intelligibler‘ Geschlechtsidentitäten“ (Butler, 1991, S.38), welche zu erkennen sind an der „Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (sex), der Geschlechtsidentität (gender), der sexuellen Praxis und dem Begehren“ (ebd.). Da aber selbst Identität und vielmehr noch ihre Kohärenz als Effekt eines hegemonialen Diskurses der Naturalisierung betrachtet werden können, erscheint eine Geschlechterordnung basierend auf diesen Begriffen als höchst fragwürdig und instrumentalisiert (vgl. Butler, 1991, S.39).

Was als eine kontinuierliche Identität erscheint, ist nichts als ihre Darstellung.

Die in der feministischen Theorie entworfene Aufteilung in sex und gender, also körperlichem Geschlecht und Geschlechtsidentität bedeutete im Rahmen der zweiten Frauenbewegung einen entscheidenden Schritt nach vorne. Dadurch wurden mindestens geschlechtliche Verhaltensweisen von ihrer Schicksalhaftigkeit und ihrer Verknüpfung mit Körperlichkeit gelöst. Doch aus der Sicht der Dekonstruktivistin muss dies kritisch betrachtet werden.

Butlers skeptischer Ansicht nach funktioniert auch die Trennung in sex und gender nur innerhalb des patriarchalen Systems der Zweigeschlechtlichkeit.

Die einander gegensätzlich und damit ausschließend gegenüberstehenden neuzeitlichen Zuschreibungen von Verhaltensweisen an das biologische Geschlecht orientieren sich massiv am binären Denkrhythmus hegemonialer Tradition.

Die Geschlechtertrennung selbst folgt dieser Differenzierung und steht damit „exemplarisch für dualistisches Denken überhaupt“ (Hauskeller, S.32). Wenn also nach der feministischen Argumentation eine Verknüpfung der beiden, also des körperlichen Geschlechts mit den Verhaltensweisen nicht erforderlich ist, fragt Butler nun, muss es dann letztlich überhaupt eine Unterscheidung in zwei Geschlechter geben? Um das dualistische Denken außer Kraft zu setzen, müssen ihrer Ansicht nach diejenigen Schwachstellen feministischer Beweisführung in Frage gestellt werden, die dieses Denken ungewollt reproduzieren.

Aus diesem Ansatz heraus existiert in der feministischen Diskussion eine vielfältigen Debatte, wobei ein Standpunkt durch die Annahme gekennzeichnet ist, dass die begrifflichen Gegensatzpaare wie z.B. Geist und Körper als „hegemoniale Zuschreibungen“ (ebd.) kritisch zu betrachten sind. Die Biologie des Körpers bestimmt danach nicht entscheidend (weibliche) Subjektivierungsmechanismen.

Eine weiterführende Kritik, der auch Butler zuzuordnen ist, sieht die binäre Denktradition selbst als einen Ausdruck patriarchaler Kultur und damit eine Veränderung der Denkweise selbst als entschieden notwendig an. Hauskeller bezeichnet die dementsprechende feministische Strategie als eine ‚durch plurales Denken untergrabende‘ (Hauskeller, S.33).

Demnach ist Butlers Position innerhalb dieser Diskussion als eine differenztheoretische (in Zusammenhang mit Derridas ‚différance‘) zu verstehen.

„Die Dekonstruktion der Identität beinhaltet keine Dekonstruktion der Politik; vielmehr stellt sie gerade die Termini, in denen sich die Identität artikuliert, als politisch dar. Damit stellt diese Kritik den fundamentalistischen Rahmen in Frage, in dem der Feminismus als Identitätspolitik artikuliert wurde. Das innere Paradox dieses Fundamentalismus ist, dass er gerade jene ‚Subjekte‘ voraussetzt, fixiert und einschränkt, die er zu repräsentieren und zu befreien wünscht. Die Aufgabe ist nicht, alle und jede neue Möglichkeit qua Möglichkeit zu feiern, sondern jene Möglichkeiten zu reformulieren, die bereits existieren, wenn auch in kulturellen Bereichen, die als kulturell unintelligibel und unmöglich gelten. [...] Die kulturellen Konfigurationen von Geschlecht und Geschlechtsidentität können sich vermehren, oder besser formuliert: ihre gegenwärtige Vervielfältigung könnte sich in den Diskursen, die

das intelligible Kulturleben stiften, artikulieren, indem man die Geschlechterbinarität in Verwirrung bringt und ihre grundlegende Unnatürlichkeit enthüllt“ (Butler, 1991, S.218).

Dieser Ansatz bezieht sich unmittelbar auf Derridas Ausführungen zur ‚*différance*‘. Die Idee dahinter ist, dass das Ziel des Denkens nicht darin besteht, (eine Wahrheit) dadurch erkennen zu wollen, dass das zu Erkennende in Relation zu schon Bekanntem gesetzt und damit verglichen wird. Es geht eher darum, Bezeichnungen und damit Bedeutungszuschreibungen zu vermeiden, indem „Nicht-identisches, Einzigartiges“ (Hauskeller, S.33) auch als eigenständig und neu gedacht werden kann. Kategorien werden somit nicht mehr bedeutungsgebend, sondern vielfältig. Differenzen werden nicht zugunsten von Gemeinsamkeiten negiert, sondern im Gegenteil konstitutiv.

Dieser Ansatz ermöglicht eine neue Perspektive auf Geschlecht, weil nicht einfach, wie im ersten, sich von der Gleichheitstheorie abgrenzenden Differenzansatz der Frauenbewegung nur auf die (positiven) Eigenarten von Weiblichkeit verwiesen wird, sondern Geschlecht als kategorisierend nicht mehr notwendig macht.

Butlers Ziel, das „gleichmachende begriffliche Denken in Dualismen zu überwinden“ erreicht sein Nonplusultra in der Forderung, ‚Geschlecht zu vervielfältigen‘ (vgl. Hauskeller, S.34).

Ihre Argumentation ist „dekonstruktivistisch, weil sie innerhalb eines Systems von Begriffen dieses aufbrechen und verschieben möchte“ (Lorey, S.15).

Der Sprache kommt hier eine sehr komplexe Funktion zu. Bewegen wir uns in einem System von Begriffen, so können wir sie nur mit Hilfe von Sprache benennen. Damit aber obliegen die Bedeutungen des zu Bezeichnenden unserer Willkür. Wie Lorey schreibt: „Sobald wir von etwas Unberührtem, Natürlichen sprechen, ist es nicht (mehr) unverändert“ (ebd.).

Butler orientiert sich mit diesem Sprachverständnis deutlich an den Thesen Saussures: die Dinge besitzen keine ihnen innewohnende Bedeutung, sie bekommen sie erst durch ihre Bezeichnung.

Dekonstruktivistisch ist ihre Motivation, da sie Begriffshierarchien de-konstruieren will, das heißt, sie analysiert ihre Herkunft und - bedeutend für die Konstruktion des Subjekts - ihre Wirkmechanismen und versucht, ihre Funktionalität zu widerlegen.

Ihren Ursprung hat diese Kritik in der Infragestellung der begrifflichen Binarismen, wie sie im modernen - und stets reproduzierten - Sprachsystem als oppositionelle Paare von Termini benutzt werden. Die Einheiten dieser Paare sind gegensätzlich gefasst und werden einander ausschließend gebraucht. Weiterhin sind sie geschlechtlich konnotiert, das heißt, die eine Seite der Begriffspaare wird assoziiert mit weiblichen, die andere mit männlichen Parametern. Das Grundsätzliche an der Kritik der Begriffsdichotomie liegt begründet in der modernen

Funktion, die ihnen immanent ist: ihre Bedeutung ist wertend: sie vermitteln nicht zwei gleichwertige Begriffe, sondern implizieren immer auch eine Hierarchie.

Diese Tatsache wird dann besonders heikel, wenn wir uns mit den Begrifflichkeiten der feministischen Theorie auseinandersetzen. Konkretisieren wir sprachlich ein Subjekt ‚Frau‘, so schreiben wir es immer auch gleich fest. Die ihm inhärenten Bedeutungen sind kulturell geprägt und vielfältig - und eindeutig in ihrer Abgrenzung zum Subjekt ‚Mann‘.

Beziehen wir unsere Politik auf das Subjekt ‚Frau‘, so rekonstruieren wir unvermeidlich die Kategorie ‚gesellschaftliche Frau‘ inklusive aller gesellschaftlichen Zu- und Festschreibungen, Ein- und Ausschlüsse.

Auf diese Art problematisiert Butlers dekonstruktiver Feminismus eine sprachliche Konstruktion des Subjekts ‚Frau‘, indem die Diskursivität von Subjekten ins Zentrum der Analyse gestellt wird. ‚Geschlecht‘, ‚Frau‘ und ‚Weiblichkeit‘ wird nicht als „natürliche Grundlage“ (Lorey, S.16) vorausgesetzt, sondern die „konstitutiv sprachliche Verfasstheit“ von Begriffsrelationen“ (Menke, in Vinken, 1992, S.43) wird in Frage gestellt.

### **4.3 Die Materialisierung der regulierenden Norm – Körper von Gewicht**

Butlers Idee von Geschlecht als einer diskursiv erzeugten Kategorie taucht ein paar Jahre später in ihrem Buch „Körper von Gewicht“ als variiertes Thema wieder auf. Sie reagiert hier auf die zahlreichen und kritischen Rezensionen, die ihr in den Folgejahren nach „Das Unbehagen der Geschlechter“ im Kontext feministischer Theorie erhebliche Aufmerksamkeit widmeten. Subjektivierung arrangiert sich nach Butler nun als kulturelle Norm, als in Körpern materialisierter Diskurs. Butler stellt Sprache ganz zentral an die Position einer Materialität konstituierenden Macht. Der Körper in seiner physischen Qualität wird verstanden als Effekt sprachlicher Diskurse. Programmatisch heißt es in ihrer Einführung:

„1. Die Materialität der Körper wird neu gefasst als die Wirkung einer Machtdynamik, so dass die Materie der Körper nicht zu trennen sein wird von den regulierenden Normen, die ihre Materialisierung beherrschen, und von der Signifikation dieser materiellen Wirkungen. 2. Performativität wird nicht als der Akt verstanden, durch den ein Subjekt dem Existenz verschafft, was sie/er benennt, sondern vielmehr als jene ständig wiederholende Macht des Diskurses, diejenigen Phänomene hervorzubringen, welche sie reguliert und restringiert. 3. Das ‚biologische Geschlecht‘ wird nicht mehr

als ein körperlich Gegebenes ausgelegt, dem das Konstrukt des sozialen Geschlechts künstlich auferlegt wird, sondern als eine kulturelle Norm, die die Materialisierung von Körpern regiert. 4. Der Prozess, in dem eine körperliche Norm angenommen, angeeignet oder aufgenommen wird, wird neu gedacht als etwas, was im strengen Sinne nicht von einem Subjekt durchgemacht wird, sondern als etwas, durch das das Subjekt, das sprechende ‚Ich‘ gebildet wird, nämlich dadurch, dass ein solcher Prozess der ‚Annahme‘ eines Geschlechts durchlaufen worden ist, 5. Dieser Prozess der ‚Annahme‘ eines Geschlechts wird mit der Frage nach der Identifizierung und den diskursiven Mitteln verbinden, durch die der heterosexuelle Imperativ bestimmte sexuierte Identifizierungen ermöglicht und andere Identifizierungen verwirft und/oder leugnet“ (Butler, 1997, S.22f).

Diese Prämissen bilden eine Grundlage, auf der Butler beginnt, systematisch herrschende Konzepte in Frage zu stellen.

Sie definiert ‚Natur‘ als einen historisch gewordenen Entwurf einer vorsprachlichen und auch vorkonstruktiven Existenz, entlarvt ihn selbst als ein modernes Konstrukt – und „stellt auch das Modell der Konstruktion in Frage, wonach das Soziale einseitig auf das Natürliche einwirkt und es mit seinen Parametern und Bedeutungen ausstattet“ (Butler, 1997, S.25). Nicht ein Modell des Determinismus setzt sie ein für ihre konstruktivistische Perspektive, das dem Subjekt die Möglichkeit des Handelns nimmt, sondern Konstruktion als eine dialektische Tätigkeit zwischen Subjekt und Subjekt, Subjekt und Diskurs, Subjekt und Situation. Die Konstruktion vollzieht sich mittels permanenter Wiederholung.

Diese Sichtweise des Konstruiertseins des Subjekts schließt verschiedene Fragen ein, denen Butler sich, insbesondere neue Fragen aufwerfend, nicht unbedingt beantwortend, widmet. Zentrale Themen dabei sind ‚wer konstruiert das Subjekt‘ und die Frage nach der ‚Handlungsfähigkeit des konstruierten Subjekts‘.

Der Kern dieser Fragestellung artikuliert sich in dem Akt des Bezeichnens: „durch die Anrufung des sozialen Geschlechts“ gelangt das Mädchen „in den Bereich von Sprache und Verwandtschaft“ (Butler, 1997, S.29). die Benennung mit dem Namen des einen Geschlechts hat eine ganze Reihe logischer Konsequenzen von Zuschreibungen und Ausschlüssen. Sie ermöglichen eine eindeutige Identifizierung der Wesen im Rahmen intelligibler Geschlechtskörper.

„Am deutlichsten wird dies an den Beispielen der verworfenen Wesen, die geschlechtlich nicht richtig identifizierbar zu sein scheinen; es ist ihr Menschsein selbst, das fraglich wird. Die Konstruktion des Geschlechts arbeitet mit den Mitteln des Ausschlusses, und zwar so, dass das Menschliche nicht nur in Absetzung gegenüber dem unmenschlichen produziert wird, sondern durch eine Reihe von Verwerfungen, radikalen Auslöschungen, denen die Möglichkeit kultureller Artikulation regelrecht verwehrt wird“ (Butler, 1992, S.30).

Butler arbeitet in „Körper von Gewicht“ an der „Theorie der diskursiven, performativen Produktivität von Machtmechanismen und Gegenmacht“ (Hauskeller, S.64) weiter, sie konkretisiert ihr Subjektverständnis und schlägt eine umfassendes Konzept der Subversion vor, auf die ich später noch eingehen werde.

Gerade die Feststellung einer diskursiven Erzeugung dessen, „was wir als unseren physischen Körper wahrnehmen“ (Hauskeller, S.65), ermöglicht eine Sichtweise von Sprache als Werkzeug der Veränderung von „Subjektkategorien und Geschlechternormen“ (ebd.). „Die Dekonstruktion der Geschlechterbinarität setze mit dem parodistischen Spiel mit sexuellen Identifikationen ein, und eben darin liege die Brücke zur systematischen performativen Erzeugung einer anderen Wirklichkeit, weil Identifizierung und Begehrenssteuerung zusammenhängen“ (Hauskeller, S.66). Hauskeller liest hier die Chance einer Handlungsfähigkeit konstruierter Subjekte, geradezu die Abhängigkeit der Veränderung der Verhältnisse von einer „Initiative von Subjekten, die Verschiebung der Dualität zu einer Pluralität der Geschlechter und Lebensformen“ (ebd.).

Sprache in Zusammenhang mit Praktiken der Sozialisation, kultureller Rituale und Sitten, die Butler als „Folgewirkungen diskursiver Konstruktionen“ (Hauskeller, S.67) versteht, konstituieren die Wirklichkeit der Geschlechter. Sie formen diese Wirklichkeit durch Wiederholung.

Butler sieht in der nie vollkommen identischen Wiederholung die Chance der Verschiebung der Realitäten. „Gezielte Dekontextualisierung, manipulative Umdeutung und spielerisch-ironische Nachahmung sind die Mittel der diskursiv erzeugten Subjekt im Kampf für gelebte Pluralität.“ (ebd.).

#### 4.4 Die konstitutive Macht der Anrufung – Hass spricht

Butler formuliert hier nach dem Untertitel ihres Buches eine „Politik des Performativen“, eine „Theorie der performativen Kraft der Sprache“ (Hauskeller, S.68).

Sie setzt sich mit der Fragestellung auseinander, welche Macht man Sprache *zusprechen* kann, das heißt, ob sie eine Handlungsmacht besitzt oder allein beeinflussende Wirkung.

Butler geht aus von dem Moment der persönlichen Anrede. In diesem Augenblick geschieht für sie zweierlei: dem Subjekt wird eine Position innerhalb von Zeit und Raum zugesprochen, es fügt sich sozusagen durch die Anrede ein in eine Community von Subjekten. Außerdem ist es nun im Besitz – ob es die Bezeichnung besitzt oder andersherum, die Bezeichnung das Subjekt besitzt, ist einer der Diskussionspunkte – einer Bezeichnung, die ihm eine Existenz verleiht (vgl. Butler, 1997, S.14ff).

Wird eine verletzende Benennung wie beispielsweise im englischen das Wort ‚queer‘ von der Bezeichneten an die Senderin zurückgesandt, so bricht dies mit der Intention der Bezeichnenden, da die Bedeutung des Wortes umgekehrt wurde, indem sich die Bezeichnete des Wortes und seiner Bedeutung ermächtigt (vgl. Butler, 1997, S.27).

Das ist eine Ebene der Performativität von Sprache, wie Butler sie entdeckt. „Eine geglückte performative Äußerung ist dadurch definiert, dass ich die Handlung nicht nur ausführe, sondern damit eine bestimmte Kette von Effekten auslöse. Sprachlich Handeln bedeutet nicht zwangsläufig, auch Effekte hervorzurufen, und in diesem Sinne ist ein Sprechakt nicht immer ein effektiver Akt“ (Butler, 1997, S.31). Sprechen ist nicht gleichzusetzen mit Handeln, kann aber dennoch in seiner Effektivität denselben Stellenwert einnehmen.

So kann der Sprechakt in der Lage sein, Subjekte zu benennen und sie damit in bestimmten – für die benennende Position bequemen – Orten konstituieren. Sprechakte erschaffen unter- und übergeordnete Subjektpositionen.

Sobald das Subjekt als solches angerufen wurde, stellt es selbst einen Träger der Handlungsmacht dar, andere zu benennen. Aber: „die Möglichkeit, andere zu benennen, erfordert, dass man selbst bereits benannt worden ist“ (Butler, 1997, S.48).

Denken wir Äußerungen als performativ und denken wir sie neu als Handlungen, verdeutlicht uns Butlers Statement, „die ‚konstruktive‘ Macht der stillschweigenden Performativität“ (Butler, 1997, S.225) liege darin, „dass sie eine praktische Wahrnehmung des Körpers herzustellen vermag“ (ebd.) die quasi-materialisierende Wirkung von Sprache.

Und begreifen wie nun Sprache als Handlung, so eröffnen sich uns neue Möglichkeiten, Widerstand zu leisten, indem subordinate Begriffe sich angeeignet und in ihrer Bedeutung verschoben werden.

#### 4.5 Performativität, Handlungsfähigkeit und Subversion

Das Subjekt existiert nur durch die es formenden Diskurse, es wird erschaffen durch die Sprache, vor der selbst kein Ich vorhanden sein kann. Indem Butler die These der Omnipräsenz der Macht verbindet mit einem dekonstruktivistischen Modell, verdeutlicht sie den engen Zusammenhang von Sprache und Praktiken der Macht, ohne noch einmal explizit, wie Lorey kritisiert (Lorey, S.14), zwischen ihnen zu unterscheiden.

Butlers Ansatz nach ist also alles außerhalb der Macht Angenommene reine Fiktion, reine „Imagination“ (Lorey, S.10). Butlers Augenmerk liegt auf den produktiven Mechanismen der Machtverhältnisse und der Entstehung hegemonialer Normen (Lorey, S.12). Das Subjekt existiert also in Form einer normativen Konstruktion, die zurückgeht auf die Produktivität der Diskurse, in denen es sich bewegt. Butlers Interesse gilt der „Verstrickung von Subjekten in die sie unterwerfenden Herrschaftsverhältnisse“ (ebd.). Dennoch widerspricht ihrer Ansicht nach die Konzeption des unterworfenen Subjekts nicht der Annahme einer Chance zur Handlungsfähigkeit: wenn Handeln aus der Wiederholung von Erfahrung, der Reproduktion von Wirklichkeit und Norm besteht, eröffnet sich hier die Möglichkeit der Variation innerhalb der Wiederholung. Mit „Performativität“ bezeichnet Butler „produktive Wiederholungsprozesse normativer Vorgaben“ (Lorey, S.13). Sprache und Praktiken verbinden sich im widerständigen Subjektivierungsprozess zu einer Synthese, zu Handlungsfähigkeit. Lorey formuliert: „Wörter sind Handlungen“ (ebd.). Hiermit entwirft Butler ein Modell der Handlungsfähigkeit mit einem „Potential zur Veränderung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen“ (ebd.), das basiert auf Sprache als performativem Akt und „(Miss-)Identifizierung“ (ebd.) mit den hegemonialen Normen bzw. einem gesellschaftlich vorentworfenen kohärenten Subjekt.

Lorey kritisiert diesen Ansatz Butlers, wie oben erwähnt. Ihrer Ansicht nach konzeptioniert Butler Subjekte zwar als Performer, aber nicht als Produzentinnen ihrer sie konstituierenden Verhältnisse (vgl. Lorey, S.13). Lorey ist der Meinung, dass Subjekte erstens als ein nie vollendetes Produkt der Verhältnisse existieren und zweitens selbst auch immer an der Produktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen beteiligt sind, also nicht einseitig als diesen Unterworfenen betrachtet werden können. Gerade diese aktive und kreative Beteiligung an der Produktion der Macht ermöglicht erst eine Sichtweise des Subjekts, in der es als Quelle des Widerstandes gesehen werden kann. Nach Lorey steckt hierin die Fähigkeit des Subjekts, Praktiken nicht nur zu beeinflussen, sondern auch eigene zu entwickeln, mit denen es letztlich (zeitweise) identisch sein kann.

Verorten wir das Subjekt nun selbst als ein „individuelles Diskursgeflecht“ (Lorey, S.14), sozusagen als Knotenpunkt in einem Geflecht aus Diskursen, und erklären wir Diskurse selbst als Netze aus „lokalen und hegemonialen Macht- und Herrschaftsbeziehungen“ sowie „lokalen und hegemonialen Praktiken“ (ebd.), so setzen wir das Subjekt als aktiven und agierenden Vernetzungspunkt in ein empfindliches Gewebe, das selbst konstituiert ist durch die ständige Übertragung diskursiver In- und Outputs unterschiedlicher Knotenpunkt-Subjekte.

Subjektivierung stellt sich hier dar als eine Praktik, als „prozessuale Arbeit an sich und im Verhältnis zu anderen“ (ebd.), wobei die aktive Beteiligung an der Gestaltung der Machtverhältnisse die Chance impliziert, diese durch Verweigerung, Subversion und die Erfindung neuer Subjektivierungspraktiken neu und anders zu erschaffen.

Butler entwirft ihr Konzept der Performativität unter verschiedenen Vorzeichen der Initiative des Subjekts. Eine entscheidende Rolle spielt dabei ihre Repräsentationskritik.

In diesem Konzept bezieht sie sich auf Foucault, der besonders die produktiven Momente, die Macht- bzw. Kräfteverhältnissen immanent sind, hervorhebt. „Performativität ist [...] die Bezeichnung für Konstitutionsprozesse“, wie Lorey (Lorey, S.109) erklärt. Die Produktivität als Eigenschaft von Sprachstrukturen steckt, wie weiter oben erwähnt in ihrer Eigenschaft, zu wiederholen und wiederholt werden zu müssen, um gleichzeitig Stabilität und aber auch – unbeabsichtigt - Instabilität zu erzeugen. Butler schreibt: „Performativität wird [...] als jene ständig wiederholende Macht des Diskurses (verstanden, B.H.), diejenigen Phänomene hervorzubringen, welche sie reguliert und restringiert. In performativen Akten verbinden sich Sprache und Handlung, zu einer Praxis. Steht für Butler in „Das Unbehagen der Geschlechter“ eher die Inszenierung als performative Handlung im Vordergrund, so rückt sie später die Verbindung mit Sprache ins Zentrum ihrer Überlegungen. Geschlechtsidentität ist insofern performativ, als sie eine Illusion einer Identität überhaupt erst erschafft. „In diesem Sinne ist die Geschlechtsidentität ein Tun, wenn auch nicht das Tun eines Subjekts, von dem sich sagen ließe, dass es der Tat vorangeht“ (Butler, 1991, S.49). Und weiter heißt es: „Hinter den Äußerungen der Geschlechtsidentität (gender) liegt keine geschlechtlich bestimmte Identität (gender identity). Vielmehr wird diese Identität gerade performativ durch diese ‚Äußerungen‘ konstituiert, die angeblich ihr Resultat sind“ (ebd.).

In „Körper von Gewicht“ beschließt Butler ihre Überlegungen mit einem Kapitel zu ‚queerer Politik‘. Sie versucht, wie auch in „Hass spricht“, zu erklären, wie Begriffe, die „Erniedrigung signalisieren“ (Butler, 1997, S.307), sich von unterprivilegierten Gruppen angeeignet werden und umgedeutet werden können. Begriffe sieht sie als historisch gewordene Zeichen mit einer

ganzen Kette von „Interpretationen und Zurechtmachungen“ (Butler, 1997, S.308) versehen. Der Ausdruck ‚queer‘ bekommt als Anrufung seine Macht durch seine ständige Wiederholung in ähnlich verletzenden Kontexten. Er schafft gegenüber den beschimpften Gruppen eine Solidarität unter den Anrufenden. Wird dieser Begriff aus seinem Kontext gerissen und damit in seiner Bedeutung verschoben, also ‚verändert zitiert‘, so entgleitet den ehemals Anrufenden die Definitionsmacht über ihn.

Gerade in diesem Kontext verweist Butler darauf, dass sich innerhalb einer Identifikation mit dem Begriff ‚queer‘ ebenfalls Verschiebungen materialisieren. Sie diskutiert „Geschlecht-als-drag“ (Butler, 1997, S.316). Geschlecht in „Das Unbehagen der Geschlechter“ ist selbst als eine imitierende Darstellung zu verstehen. „Die Praxis, vermittels derer die Entstehung sozialer Geschlechtsidentität, das Verkörpern von Normen, erfolgt, ist eine zwingende Praxis, eine gewaltsame Erzeugung, sie ist aus dem Grund nicht vollständig determiniert. In dem Maße, in dem das Geschlecht eine Anweisung ist, ist es auch eine Anweisung, die niemals ganz erwartungsgemäß ausgeführt wird, deren Adressat das Ideal niemals völlig ausfüllt, dem sie/er sich gezwungenermaßen annähert“ (Butler, 1997, S.317). Es werden gesellschaftliche Normen geschaffen, die terminieren sollen, was als ‚weiblich‘ bzw. als ‚männlich‘ zu gelten hat. Auch die feministische Theorie des sex und gender hat ihren Anteil daran. Die Sozialisationstheorie, deren Anspruch, ebenfalls Geschlechtsverhalten als Effekte kultureller Direktiven zu verstehen, bemüht erscheint, erklärt ebenfalls, was als ‚weiblich‘ bzw. ‚männlich‘ zu gelten hat, bzw. eher, was nicht. Ein Ziel der gesellschaftlichen Definition von Geschlecht sieht Butler in der Zementierung heterosexueller Beziehungen als entscheidenden Stabilitätsfaktor für ein reibungsloses Funktionieren der Gesellschaft.

Im drag wird eine Repräsentation eines Zeichens konstruiert, nicht Geschlechtsidentität oder Körper selbst. Liest sich das Zeichen wie ein Imperativ, wie Butler es nahe legt (vgl. Butler, 1997, S.319), so erzeugt er selbst den Ungehorsam: „Die Resignifikation von Normen ist demnach eine Funktion ihrer Unwirksamkeit, und mithin wird die Frage der Subversion, die Frage des Zunutzemachens der Schwäche in der Norm, zu einer Angelegenheit des Ausfüllens der Praktiken ihrer Reartikulation“ (Butler, 1997, S.326). Das systemdestabilisierende Moment des drag im Film „Paris is burning“ von Jenny Livingstone sieht Butler demnach nicht so sehr in der Parodie des Gender, sondern eher in der Umdeutung und Neudeutung gesellschaftlich hochdotierter Begriffe wie ‚Verwandtschaft‘ und ‚Familie‘. Hierbei handelt es sich nicht allein um die Umdeutung von Begriffen, es geht um die Aneignung gesellschaftlicher Kategorien, die aus ihrem üblichen Diskurs genommen und oppositionell neu eingesetzt werden.

Butlers Subjekt-konzept, in dem sie davon ausgeht, dass es nicht selbst einen eigenen Willen besitzt (vgl. Lorey, S.110), ist insofern mit der Vorstellung der Wiederholung der Norm homogen, dass es nicht die Wahl hat, ob es sich der Wiederholung widersetzt, allein die Umsetzung der Wiederholung selbst ‚liegt in seiner Macht‘. Sie kritisiert ebenso wie Derrida (vgl. Lorey, .113) die Verknüpfung des Konzepts eines autonomen Subjekts mit einer Intentionalität innerhalb der Wiederholungsprozesse.

#### **4.6 Zusammenfassung: Die Möglichkeit des Widerstands**

Mit der poststrukturalistischen Diagnose eines diskursiv erzeugten und mitnichten autonomen Subjekts entsteht ein Dilemma, dem ich mit Butler zu begegnen versuche. Kann das Subjekt sich 1. nicht als von Machtmechanismen unabhängig verstehen, und ist die Macht 2. eher ein Geflecht an Mächten und gibt es 3. kein Außerhalb der Macht, so bedeutet dies, dass sich ein Widerstand des Subjekts gegen die Strukturen der Macht nicht in seiner Ablösung von der Macht denken lassen. Widerstand kann sich demnach nur innerhalb der Strukturen ergeben. Butlers Idee der Performativität liefert m.E. eine Folie, auf der sich ein Entwurf von Handlungsfähigkeit ausmalen lässt, das ebenso die Verfangenheit des Subjekts in den Machtnetzen sowie das Bedürfnis des Aufsperrns normativer Vorgaben berücksichtigt.

Lorey und Hauskeller versuchen, das Konzept der Performativität weiterzuentwickeln, indem sie die entscheidende Frage stellen, wie ein Subjekt, das nicht als autonom begriffen wird, Widerstand leisten kann.

Hauskeller greift Butlers Vorschlag der parodistischen Selbstinszenierungen auf: die „Wirklichkeit der Geschlechter performativ“ durch „z.B. einen anderen Gebrauch der Sprache“ zu verändern. Strategie ist die notwendige Zitierbarkeit des Gesetzes zu nutzen, das Gesetz selbst zu ändern. „Ziel jeder subversiven Kritik soll sein, die heterosexistischen Normen der geschlechtlichen Subjektivierung zu verschieben und so die damit verbundenen Restriktionen aufzubrechen, um Körperlichkeit und geschlechtliche Identität anders leben zu können“ (Hauskeller, S.114). Beginnen wir also, in der Sprache einen Ort zu schaffen für neue Lebens- und Identitätsformen, die Brüche und Vielfalt von Identitäten zulassen, erschaffen wir einen Diskurs, dem die Wirklichkeit folge leisten wird, indem sie neuen Identitäten Position verschafft. Entwürfe wie die „Annäherung beider Geschlechter oder Vervielfältigung von Identitäts- und Lebensformen“ (Hauskeller, S.115) gehen einher mit dem Anspruch, reflexiv mit der Sprache umzugehen, um nicht wieder in die alten Fallen zu

tappen und praktisch das hegemoniale Geschlechtersystem zu reproduzieren. Dennoch gestaltet sich gerade die Reflexion problematisch, weil wir benennen müssen, wovon wir sprechen und immer wieder alte Kategorien wie ‚männlich‘ - ‚weiblich‘ bemühen müssen. Bewegen wir uns im Rahmen einer Selbstinszenierung in Verbindung einer Parodie des Geschlechterverhältnisses, so zitieren wir zuerst immer schon vorhandene Bedeutungen, unabhängig davon, ob wir ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘, Understatement oder Übertreibung inszenieren.

Geschlechtercodes werden auf zahlreichen Ebenen transportiert, sei es Kleidung, Körpersprache – wie im drag vermittelt, natürlich Sprache und andere Formen kultureller Kommunikation.

Wenn Subversion als eine Weigerung interpretiert wird, sich den Codes zu unterwerfen, heißt das erstens, die gesellschaftlichen Flächen, die mit ihnen argumentieren, zu analysieren, um ihre Botschaften zu verstehen, und zweitens, sich diesen repressiven Zuschreibungen zu entziehen, ihren Imperativ zu missdeuten und kulturell betrachtet fehlerhaft umzusetzen.

Für den Sprachgebrauch räumt Hauskeller ein: „Eine andere Sprachverwendung, die Verschiebung in der Wiederholung, erlaubt die Umwertung von Kategorien und löst sie vielleicht auf“ (Hauskeller, S.133). Wichtig dabei ist, in welcher Form der Sprachgebrauch umgewertet werden kann, ohne einen Kommunikationsgau zu verursachen oder, andernfalls, hegemoniale Kategorien fortzuschreiben, indem ich dem ‚männlich‘ definierten Sprachgebrauch einen ‚weiblich‘ definierten entgegensetze.

Lorey kritisiert Butlers Subjekte in ihrer Unmöglichkeit, als handlungsfähig gedacht zu werden, also als selbständig ihre Umwelt gestaltende verstanden zu werden.

Daher schlägt sie für den Punkt der diskursiven Subjektivierung einen Diskursbegriff vor, der weiter gefasst ist als der Butlers. „Diskurs umfasst also auch über sprachliche Praktiken hinausgehende Handlungs- und Verhaltensweisen, Alltagspraktiken, Rituale und Konventionen, Wissens-, Wahrheits- und Problematisierungsformen und institutionelle Praktiken“ (Lorey, S.146). Das Subjekt sieht sie aber ebenfalls verortet in verschiedenen gleichzeitig operierenden Diskursen. Hegemonial positionierte Diskurse wie beispielsweise der „bürgerliche Geschlechterdiskurs“ (Maihofer, 1995, S.81), stehen neben anderen, subordinaten Geschlechterdiskursen subkultureller und kontextspezifischer Art. Diese können auf den bestimmenden Diskurs affirmierend, aber auch oppositionell wirken (vgl. Lorey, S.146f). Lorey nimmt an, dass „sowohl das soziale/kulturelle Geschlecht als auch der Geschlechtskörper nur in Praktiken existiert“ (ebd.). Die Konstitution von Subjekten findet

statt innerhalb der verschiedenen Praktiken, Diskurse und auch ihrer Spannungsfelder. Diese rufen intersubjektive und innersubjektive Differenzen und Dissonanzen hervor. Diese Konstitution ist für Lorey ein dialektischer Akt insofern, als Subjekte allein durch ihre Existenz und ihr ‚in-Diskursen-Sein‘ immer auch Diskurse und Praktiken produzieren. Daher kann das Subjekt auch als Ausgangspunkt widerständiger Praktiken verstanden werden. Individuen leisten „Konstitutionsarbeit an sich selbst“ (Lorey, S.152). Sie setzen sich selbst in ein Verhältnis zu anderen Subjekten und ihrer Umwelt und interpretieren, lesen sie ständig, indem sie Bedeutungen zuweisen. Diese „Selbstverhältnisse“ (ebd.) sind nicht substantiell, sie sind rein prozesshafter Form. „Selbstverhältnisse sind Weisen, ‚in der Welt zu sein‘“ (ebd.). Das Individuum ist historisch und erfahrungsbedingtes Produkt kultureller Praktiken, die als „vorgeschlagene, nahegelegte, erwünschte und aufgezwungene Muster und Verhaltensweisen“ (ebd.) vorhanden sind. „Das Selbst ist hier als ein individuelles, nie abgeschlossenes Ergebnis von Erfahrungen einer individuellen Lebensgeschichte zu verstehen“ (ebd.). Lorey führt hier ihren Ansatz fort, das Selbst nicht als vordiskursives, ‚natürliches‘ Moment des Subjekts zu begreifen. Selbstidentität, Authentizität genau wie Brüchigkeit und Zerrissenheit sind nicht als tatsächliche Effekte einer Subjektivierung zu verstehen, sondern als biographische Fixpunkte. „Subjektivierung“ sowie auch der Begriff der „Subjektwerdung“ (Lorey, S.154) bezeichnen im Konzept Loreys m.E. nicht den Weg zu dem Ziel des Subjekts, sondern sind das eigentlich konstitutive Moment des Subjektseins selbst. Lorey begreift Subjekte selbst als „Akteur/inn/en in Konstitutionsprozesse“ (ebd.). „In diesem Zusammenhang ist das zur Zeit stattfindende Infragestellen von geschlechtlichen Identitäten die Problematisierung eines nicht mehr selbstverständlich lebbar und gelebten Konzepte von geschlechtlicher Eindeutigkeit. Dies ist jedoch nicht minder eine Suche nach Identität(en), eine Suche nach einer Weise, sich heute die Wahrheit über sich als geschlechtliche Subjekte zu erzählen“ (ebd.). Identität als ein hegemoniales Konzept soll also implizit Verweigerung und Widerstand hervorrufen. Jede Suche nach Identität eröffnet Möglichkeiten der „Produktivität, Kreativität“ (ebd.) und des Widerstands.

Die Kritik an einem hegemonialen Konzept der Identität richten sich in erster Linie gegen die Fixiertheit, mit der es gedacht wird. Keine Identität ist eindeutig und kohärent, sondern immer dissonant und ambivalent. Eine Identität ist immer viele Identitäten. Identitäten sind prozesshaft und verändern sich im Laufe eines Lebens. „Wir haben die Möglichkeit, die (be)herrschenden Subjektivierungsweisen *zurückzuweisen*“ (Lorey, S.158). In der Anerkennung der Fähigkeit des Subjekts, widerständig zu sein, und der Beschaffenheit von

Machtstrukturen, Widerstand zu ermöglichen, eröffnen sich Perspektiven für ein andere Thematisierung von Geschlecht in der pädagogischen Praxis.

## 5. Dekonstruktive Pädagogik

Der Schwerpunkt dieser Arbeit findet sich zentral in der Fragestellung nach einer Subjektkonstitution aus erziehungswissenschaftlichen Perspektive. Das Interesse am pädagogischen Subjekt entsprang der Annahme, dass geschlechtsbezogene Jugendarbeit die Kategorie Geschlecht nicht allein als Abbild eines realen gesellschaftlichen Zustands verwertet, sondern das ihm implizite Verständnis von Subjektivität ein bestimmtes Verständnis von Geschlecht impliziert, das diese Kategorie für das Subjekt konstitutiv macht. Das heißt, dass das Subjekt dadurch, dass ihm ein Geschlecht zugewiesen wird, auf eine das Geschlecht reproduzierende Art denkt, handelt und spricht. Durch die Subjektidee der Sozialisationstheorie, die sich als eine moderne, aufklärerisch orientierte Perspektive erwies, wird erstens die Kategorie Geschlecht zu einem nicht nur das Subjekt, sondern auch das Subjekt als Adressatin und Effekt einer erziehenden Wissenschaft einengenden Zwang, der einen Verstoß gegen die Normalität des Geschlechts zu Widerstand deuten muss. Ist das Subjekt geschlechtlich nicht eindeutig zuzuordnen, stellt es die sozialisationstheoretischen Grundbegriffe in Frage. Es widerspricht somit einer gesellschaftlich erzeugten Realität. Dieser Widerspruch stellt sich dieser Realität als Gefahr dar. Insofern wird die Infragestellung derselben beispielweise im Rahmen der Theorie Butlers als Widerstand bezeichnet.

Zweitens ist das der Sozialisationstheorie implizite Subjektverständnis an die Vermutung einer subjektimmanenten Vernunft und Autonomie gekoppelt, deren Freisetzung erzieherischen Einflusses bedarf. Eine Vernunft als Natur des Menschen wurde durch poststrukturalistische Argumentation als Illusion bürgerlicher Emanzipationsbestrebungen aufgedeckt. Die Behauptung menschlicher Autonomie negiert aus dieser Sicht die Kontextabhängigkeit des Denkens und Handelns, des Subjekts als Knotenpunkt gesellschaftlicher Machtnetze.

Die Konzentration dieser Arbeit lag auf der Vermittlung einer poststrukturalistischen Sichtweise der wissenschaftlichen Begriffes Subjekt und einer damit verbundenen kritischen Perspektive auf einen wissenschaftlichen Wahrheitsanspruch. Ich wollte mit der Auswahl der Autorinnen, Perspektiven und Ansätze ein dynamisches Subjektbild finden, das Widerstand als ein der Subjektbiographie inhärentes Moment begreift, das Subjektivität als Reibung an den sie konstituierenden Mächten interpretiert und somit die Nichtentsprechung einer Norm nicht als fremd, sondern das Fremde als norm- und subjektimmanent anerkennt.

Subjektivität als schlummernde und durch Erziehung zu weckende Kompetenz (der Autonomie und Vernunft) legitimiert einen erzieherischen Anspruch (vgl. Koller, in Fritzsche

u.a., 2001, S.36). Gehen wir mit Foucault von einer Historizität wissenschaftlicher Konzeptionen aus, so erscheint die Allgemeingültigkeit des sozialisationstheoretischen Subjektbegriffes als Effekt eines humanistischen Anliegens der Konzentration auf ein sich emanzipierendes Subjekt. Foucaults Interesse galt der diskursiven Konstitution des Menschen, der Praktik der institutionellen Hervorbringung gesellschaftlicher Subjekte und den Selbsttechniken, mit denen sich Subjekte selbst erschaffen. Autonomie ist für ihn nicht die ursprüngliche Fähigkeit des Menschen, sondern der Effekt verinnerlichter gesellschaftlicher Herrschaft: die Verlagerung der Kontrolle in das Subjekt. Die Konstitution des Subjekts durch Diskurse geschieht durch gesellschaftliche Praktiken, zu denen auch die Selbsttechniken gehören, mit denen Verhaltensregeln festgelegt werden, die gesellschaftliches Handeln möglich machen sollen. Diese Praktiken setzen das Subjekt – und es sich selbst mit ihrer Hilfe – bestimmten Erfahrungen aus, an denen es sich weiterentwickeln kann (vgl. Koller, S.40-46). Erfahrung überlagert die Bedeutung eines Selbstbewusstseins, das das postcartesianische Subjekt in voller Konsequenz gar nicht leisten kann. „Erfahrungen, Diskurse, Symbolische Ordnungen, Praktiken und Institutionen erweisen sich insofern als konstitutiv für die Formation des Subjekts, die weder in Kategorien von Autonomie, noch von Determinismus aufgeht“ (Ehrenspeck, in Fritsch u.a., 2001, S.29). Innerhalb handlungsorientierter Disziplinen wie der der Pädagogik trifft die Auflösung des souveränen Subjekts den empfindlichen Nerv der Annahme einer identitätsverhafteten Handlungsfähigkeit. Maurer (Maurer, in Fritsch u.a. 2001, S.105) pointiert diesen Zweifel: „Lässt sich poststrukturalistische denkend überhaupt (noch) handeln?“ Kann das Subjekt, mit der gesellschaftlichen Bezeichnung Mädchen ausgestattet, sich einer einengenden Kategorie widersetzen, wenn es vor der Bezeichnung nicht existiert?

### **5.1 Handlungsfähigkeit**

Die (modernen) Bemühungen, ein Subjekt herzustellen, „stehen in einer Tradition, die annimmt, dass ein Subjekt einer Handlung vorhergehen muss“ (Hey, S.51). Unter dieser Voraussetzung wird die Handlungsfähigkeit allen, die vom Subjektsein ausgeschlossen sind, weil sie nicht der entsprechenden Kategorie angehören können, abgesprochen. „Subjektivierung ist somit produktiv, nicht repräsentativ, schafft vielmehr ihre Inhalte, als sie einfach abzubilden“ (ebd.). Von der poststrukturalistischen Annahme her, die das Subjekt als ein durch Diskurse konstituiertes versteht, gerät eine solche Sichtweise von Handlungsfähigkeit leicht schräg: „Wenn das Subjekt diskursiv konstituiert ist, wie kann es

und kann es überhaupt die Verhältnisse ändern, durch die es doch geprägt ist“ (Hey, S.52)? In einer solchen Skepsis wird eine Subjektivierung vermutet, die ein in sich geschlossener Prozess ist, eine Konstitution durch Diskurse, eine Anrufung, die einwandfrei funktioniert, an deren Ende das Subjekt als fertiges Produkt erscheint. Hierin allerdings liegt die Problematik oder das Konstituens des Subjekts unter den Vorzeichen poststrukturalistischer Ideen. Das Subjekt wird als durch viele verschiedene und auch konfligierende Diskurse geprägt verstanden, Bezeichnungsprozesse besitzen eine eigene Dynamik, sind nie abgeschlossen. Die Beschaffenheit des Subjekts ist das Gegenteil von Substanz, es ist selbst gespalten, in sich durch Ausschlüsse und Brüche konzipiert. „Dass ein Subjekt diskursiv konstituiert ist, heißt also nicht, dass es determiniert ist. Vielmehr wird gerade dies als Bedingung für seine Widerständigkeit bzw. Handlungsfähigkeit gesehen, da ein Subjekt, das auf diese Weise entsteht, gezwungen ist, dynamisch zu sein, sich immer wieder neu herstellen muss“ (Hey, S.52f).

Judith Butler entwickelt unter den Bedingungen postmoderner und poststrukturalistischer Überlegungen ein Konzept des Widerstands, das sich auseinandersetzt mit dem veränderten Subjektverständnis. Subjekt wird hier betrachtet als ein Effekt von Machtverhältnissen, die es selbst immer wieder hervorbringt. In dem Entwurf der Performativität formuliert Butler die These, dass Diskurse ihre Aussagen immer wiederholen müssen, um Stabilität zu erzeugen. Subjekte müssen ebenso die Imaginationen ihrer Identität wiederholen, um sie zu stabilisieren. In dieser Wiederholung selbst aber liegt ein Moment der Instabilität, der es möglich macht, Bedeutungen nicht nur im Rahmen der gesellschaftlichen Vorgaben zu zitieren, sondern fehlerhaft, verschoben zu wiederholen. Butler sieht in dieser fehlerhaften Imitation von Bedeutungen die Möglichkeit, sie zu resignifizieren, das heißt, neue Bedeutungen zu erschaffen. Sie sieht das Subjekt nicht als ein autonomes, seine Subjektwerdung aktiv begleitendes an, aber was sie ihm zuspricht, ist Interpretations- und Zitierfähigkeit. Lorey erweitert Butlers Konzept, das im Kern auf sprachlichen Praktiken als Formen der Wiederholung und Verschiebung aufbaut, während Lorey auch nicht-sprachliche Praktiken mit in ihre Theorie einbezieht. Das ermöglicht eine Sichtweise von Subjekt, nach der Handlungsfähigkeit unabhängig von einer Eigenschaft der Autonomie des Subjekts gedacht werden kann.

Butlers Entwurf eines Nutzens des produktiven Elements der Performativität enthält die Idee, von der Instabilität der Wiederholung zu profitieren, indem sie ‚verkehrt‘ wird. „Das Scheitern und damit die Möglichkeit der Veränderung, der Kritik, der Subversion, liegt innerhalb des Repräsentationsprozesses, in der Dialektik zwischen (notwendigen)

Ausschlüssen und dem (per definitionem totalisierenden) Repräsentationsanspruch“ (Hey, S.53; vgl. Lorey, S.84f). Handlungsfähigkeit benötigt nicht die Basis eines souveränen Subjekts, sondern eine Theorie und Praxis der Resignifikation. Dies ist bedeutsam für die Formulierung politischer Grundsätze des Widerstands. Der „Prozess Definition – Wiederholung – leicht veränderte Wiederholung – Reformulierung/Resignifikation“ wie Hey (Hey, S.55) ihn kurz zusammenfasst, ermöglicht dem Subjekt die Entdeckung eines individuellen Repertoires an Mustern zur kontextuellen Selbstinszenierung.

## 5.2 Geschlechtsbezogene Jugendarbeit

Die etablierte Mädchenarbeit sieht in ihrer homogen gestalteten Zielgruppenarbeit ein wichtiges Strukturmoment ihres Auftrags. Die Kategorie Geschlecht stellt das Fundament einer Benachteiligungspolitik, nach der Mädchensein ein lebensweltlich relevantes Problem darstellt, das alle weiteren Bereiche des Mensch- oder Subjektseins beeinflusst. Geschlecht diktiert politisch wie reell einen trennenden Faktor. Der Grundidee oppositioneller politischer Gruppierungen entsprechend ist Selbstverständnis eines widerständigen Feminismus an sich ein Marginalisiertes, das seine Kraft aus seiner einer neuen Macht und Aktivität raumschaffenden Besonderheit beziehen kann. Separatismus stellt ein politisches Werkzeug für außerhalb des gesellschaftlich normierten Rahmens existierende Gruppierungen. Obwohl es sich hierbei zuerst um eine Taktik handelt, um an der sozialen Peripherie der Gesellschaft überleben zu können, stellte sie sich als wirksames Mittel heraus, um eine politische Handlungsfähigkeit zu erlangen.

Sich von der Ursache struktureller Unterdrückung zu sondieren, heißt, sich neuen Raum und gleichzeitig auch eine neue Dimension von Zeit zu erschaffen, die mit Fug und Recht als Eigentum der sich Ausschließenden betrachtet werden kann.

Doch es stellt sich in der Geschichte feministischer Politik heraus, dass nicht allein Geschlecht die Problematik des In-der-Welt-Seins bestimmt, wie es der weiße mittelständische Feminismus, ebenfalls als perspektivistisch entlarvt, gerne sehen will. Geschlecht ist eine Kategorie neben anderen wie Alter, Herkunft, sozialem Status etc., Machtachsen, die Biographien durchziehen wie ein filigranes Netz der Differenz.

Mädchenarbeit in ihrer institutionalisierten Form einer vormals politischen Bewegung muss sich mittlerweile anders verorten, weil sich unterhalb des etablierten Handlungsfeldes gesellschaftliche Veränderungen abzeichnen, die die frühere Bestimmung der Mädchenarbeit

in Frage stellen. Im Zuge der Individualisierung und anderer Effekte der Modernisierung, infolge derer sich ambivalente Handlungs- und Deutungsmuster ergeben, verändert sich die Bedeutung der Kategorie Geschlecht. Sie verliert strukturell nicht an Bedeutung, aber ihre Rolle im Rahmen individueller Lebenswelten muss bezogen auf diesen Kontext einer Prüfung unterzogen werden, soll ein Urteil darüber gefällt werden.

Die pädagogische Praxis der Mädchenarbeit sieht sich dadurch verschiedenen Schwierigkeiten ausgesetzt, die erst durch eine reflektierende, dekonstruktiv motivierte Metaperspektive über die Arbeitskonzepte zutage treten.

So steckt beispielsweise genau in der Geschlechtsspezifität der Arbeit, die ihrer Zielgruppe keine anderen Zuordnungsattribute zugesteht als das Geschlecht, ein zentrales Moment der Festschreibung (vgl. Rose, S.248f). Allerdings scheint auch diese Tatsache ein nicht zu lösendes Paradox, denn ebenso, wie sie „lebensweltlogische Barrieren“ (ebd.) errichtet, beschreibt sie sie notwendig auch. Kritische Konzepte von Jugend (vgl. Rose, S.249; Zötsch, 1999, S.89) erinnern daran, dass es problematisch ist, eine Gruppe aufgrund des Geschlechts zusammenzufassen, wenn man sich gleichzeitig klar darüber sein kann, dass das kennzeichnende für Jugend ist, sich abzugrenzen, Ein- und Ausschlüsse zu kreieren, die wesentliche Erfahrungen in dieser Zeit ausmachen. Die Grenzen dieser Ausschlüsse sind unter anderem auch unabhängig vom Geschlecht. Daher müssen aus erzieherischer Perspektive hergestellte Zusammenhänge aus jugendlicher Sicht negiert werden. Bezeichnungspraktiken dominanter kultureller Institutionen geraten notwendig an ihre Grenzen und scheitern.

### **5.3 Ansätze einer differenzsensiblen Pädagogik**

Um einen Anspruch auf Allgemeingültigkeit zu vermeiden und um zu betonen, dass jeder neue Ansatz in sich partikular und situativ ist, verstehe ich die nun folgenden Überlegungen als Vorschläge zu einer differenz- sowie dominanzsensiblen Jugendarbeit. Sie sind mit Sicherheit für Praktikerinnen nicht neu und finden im Alltag wie auch in vielen Konzepten bereits ihre Anwendung. Dennoch grenzen sie sich durch ihre entschiedene Verweigerung des Dogmas angenehm von allen zuvor vertretenen und angewandten Prinzipien feministischer Mädchenarbeit ab.

Das im Rahmen dieser Arbeit entwickelte Subjektbild, das Verständnis einer prozessualen und dialogischen Subjektivität, die ein Konzept des widerständigen Subjekts theoretische

denkbar machen sollten, fordern ihr Äquivalent in Form angemessener pädagogischer Konzepte, die weder vollkommen dem Separatismus der Opposition noch einer ideologischen Überhöhung eines Autonomieideals verschreiben.

Eine dekonstruktive erzieherische Haltung kann geprägt sein von verschiedenen, ebenfalls Prozessen, Umdeutungen und persönlichen Vorlieben und Kompetenzen unterliegenden Eindrücken. Unter Prägung verstehe ich hier nicht eine geschlossene Entität apodiktischer Vernunft, sondern ich sehe sie als kontextabhängige Variable, eine Kombination von Wissen und Erfahrung, Person, Reflektion und Professionalität. In diesem Sinne kann nicht die Rede davon sein, nach erschöpfendem Studium dekonstruktiver oder poststrukturalistischer Lektüre ein endgültiges Regelwerk sowie konkrete Zielsetzungen dekonstruktiver Pädagogik zu verabschieden. Im Gegenteil müssen derartige Aussagen ebenfalls in ihrer Kontextabhängigkeit und nicht zuletzt ihrem politischen Ziel nach beurteilt respektive dekonstruiert werden.

Meine Vorschläge zu einer differenzsensiblen Pädagogik, die ein widerständiges Subjekt in der Prozesshaftigkeit, der Brüchigkeit und der Bewältigungskompetenz seiner Subjektivität unterstützt, beschränke ich auf die folgenden Axiome:

- Transparenz der Differenz
- Akzeptanz der Differenz
- Prozesshaftigkeit der Subjektivität
- Vermeiden von Definitionen & Leitbilderkulturen

Transparenz der Differenz:

Eine Beschäftigung mit Gruppen bedeutet immer auch, sich mit den Verschiedenheiten der einzelnen befassen zu müssen. Diese Verschiedenheiten, die oft zu einem Gefälle innerhalb der Gruppe, zu sozialer Dynamik und Verschiebungen führen, sind ein notwendiger Schlüssel zum Verständnis der Gruppe. Die Soziogrammatik der Individuen und lebensweltliche Szenen, die außerhalb der Gruppe für die einzelnen gelten, fließen in die Gruppe mit ein. Der Diskurs der Gruppe wird unterwandert von Diskursen, die einzelne mit hineinragen. Die Aufgabe der Pädagogin besteht darin, diese Diskurse konzentriert und mit allen Mitteln der sinnlichen Wahrnehmung aufzuspüren. Unsicherheiten, die durch Unwissen oder mangelnde Erfahrung entstehen, werden unter Benutzung einer sensiblen Sprache thematisiert. Die Dialoge, die dadurch entstehen, sollen darauf geprüft werden, inwiefern sie Relevanz für die gesamte Gruppe haben. Durch klare Artikulation von Unsicherheiten werden versteckte

Kommunikationsebenen begehbar und Interaktionen wie auch Unterschiede transparent und nachvollziehbar.

Akzeptanz von Differenzen:

Eine schwierige Aufgabe der Verantwortlichen besteht darin, die wahrgenommenen Unterschiede nicht zu werten. Sie selbst ist verstrickt in ein komplexes System aus kognitiven und emotionalen eigenen Wahrheiten, Mythen, Parteilichkeiten, die sie nicht in der Lage sein kann, vollkommen zu reflektieren, noch zu verwerfen. Wichtig ist allein das Bewusstsein dessen, dass kein Urteil, das sie fällt, frei ist und kein Versuch, nicht zu urteilen, gelingen wird. Das weitaus Wichtigere besteht allerdings darin, die Unterschiede zu begrüßen, sie zu akzeptieren als etwas Fremdes, vielleicht Unzugängliches oder Bedrohliches. Die labile Struktur der eigenen Theorien, des eigenen vermeintlichen Wissens, der eigenen Subjektivität sind so gleichzeitig in Gefahr, widerlegt oder gewaltsam verschoben zu werden, wie auch Verwundern oder neues Wissen und die Subjektivität erweiternde Faktoren der Erfahrung hinzugelangen können.

Prozesshafte Subjektivität:

Das individuelle Geschlecht nicht als determiniert und die jeweiligen Verhaltensmuster unter dem Aspekt ihrer Situationsabhängigkeit zu betrachten, stellt eine weitere Anforderung an die Pädagogin. Das Verhalten des doing gender, die Inszenierung von Geschlecht und damit auch der ihm immanenten Hierarchien ist Teil des Verhaltensrepertoires der Individuen. Aus der Perspektive einer (sich selbst) reflektierenden Position heraus zu unterstützen, beraten und Denkräume zu eröffnen ist eine Haltung, mit der die verschiedenen Ebenen von Verhalten, Sprache, Handeln und Denken vermittelt werden können und gleichzeitig die Integrität der Heranwachsenden nicht verletzt werden muss. Der Auftrag besteht nicht darin, ein Ziel des letztlichen Subjekt-Seins zu setzen, sondern situativ Grenzüberschreitungen zu markieren und eine demokratische Streitkultur zu entwickeln.

Vermeiden von Definitionen und Leitbildern:

In gewissem Sinne hängt der Aspekt des Verzichts auf sprachliche Charakterisierungen mit einer Anerkennung bestimmter Entwicklungsdynamiken zusammen. Personen repräsentieren nicht eine bestimmte Kategorie, einen Stereotyp und werden nicht durch ihn vertreten. Sie bestehen aus einem Geflecht von Bedingungen und Einflüssen, in einer Struktur von Erfahrungen, Wissen und Bedürfnissen. Definitionen werden also nicht vermieden, sondern ersetzt durch sinnlich greifbare Aspekte einer konkreten Person, die durch ihre Subjektivität in der Lage ist, Klischees aufzusperrern. Sprache bekommt also einen weniger einengenden, destruktiven als einen konstruktiven Einfluss, sofern sich ein Empfinden entwickeln lässt,

dass ihre Konstruktivität anerkennt. Ebenso wenig sollen Leitbilder die verquere Funktion übernehmen, individuelle Erfahrungen zu verhindern oder zu ersetzen. Vielmehr sollen Problemlösungen und Lebensentwürfe am Subjekt gemessen und durch sensible Anleitung zur Reflexion der eigenen Lebensgeschichte, eigener kultureller Hintergründe, Kompetenzen und Schwächen ermöglicht werden. Lebensentwürfe selbst kämpfen notwendig mit ihren engen Grenzen.

Um die hier kurz referierten Entwürfe praktischen Umgangs mit einem wie dargestellt problematischen Subjekt zu ermöglichen, sehe ich eine skeptische Auseinandersetzung mit Wissen, Wissenschaft, der eigenen Person und dem eigenen sowie dem wissenschaftsinternen Verständnis des Anderen als konstitutiv an.

Mädchenbiographien finden in komplexen und widersprüchlichen Feldern verschiedener sozialer Hierarchisierungsmomente statt. Sie sind durchzogen von einem Nebeneinander von Macht- und Ohnmachtserfahrungen. Pädagogische Konzepte mit universalistischen Benachteiligungsmustern müssen dort scheitern, wo sie Widersprüchlichkeiten negieren, die für die Mädchen identitätsrelevante Elemente ihres Alltags darstellen und ihren Erfahrungen entsprechen.

Eine Perspektive auf Geschlecht, verstanden als Inszenierung eines subjektiven Fragments, sucht sensibel nach gestaltenden Aussagen der Mädchen in ihrem Verhalten. Implizieren sie in ihrem Verhalten das doing-gender, so werden sie auch Effekte des undoing-gender zeigen. Diese gilt es zu erkennen und zu fördern. Aus der Selbstdarstellung der Mädchen sollte die Pädagogin in der Lage sein, dahinterliegende Konflikte zu dechiffrieren, die das Mädchen nicht verbal formulieren kann oder will. Die Rolle der Pädagogin entspricht der eines real wahrzunehmenden Gegenübers, das eine eigene, weil persönliche Position vertritt, eine Person, die als solche erfahrbar sein soll. Sie muss eine verlässliche, verbindliche Ansprechpartnerin sein. Es ergeben sich also für die Pädagogik neue Rahmenbedingungen: stärker als die Festschreibung auf Geschlecht wird die Lebensweltorientierung in die Arbeit mit einfließen. Gerade die Prinzipien der Geschlechtertrennung sollten situativ und reflektiert erörtert werden. Die Parteilichkeit der Pädagogin variiert von Situation zu Situation und Fall zu Fall, da nicht vom Geschlecht abhängt, wer wann ihre Unterstützung braucht. Weiterhin erfordert eine solche Haltung emphatisches Interesse an wechselnden Formen der geschlechtlichen Inszenierung, Einrichten eines Raumes für Inszenierungen, Konfrontation der Mädchen mit den Grenzen von Inszenierung, das heißt, Reglementierung von Diskriminierung und Kriminalisierung. Außerdem muss sie aufmerksam sein für spezifische

Normierungstendenzen in Geschlechterinszenierungen und Sensibilität entwickeln für verborgene Konflikte hinter den Geschlechterdarstellungen.

Die Ausführungen zeigen, dass sich aus der Ambivalenz des Subjektseins Ansprüche an eine Professionalität erheben, denen diese nicht entlang lernbaren Wissens und mit überschaubaren Handlungskonzepten nach begegnen kann.

Geschlecht stellt weiterhin eine relevante lebensweltliche Kategorie im Leben der Mädchen dar, sie ist weiterhin biographiebestimmend. Dennoch ist eine Öffnung der geschlechtsspezifischen Arbeit hin zu einer situativen und interessenspezifischen Jugendarbeit meiner Ansicht nach unumgänglich, da nur durch den Abbau von Schwellen durch zeit- und ortflexible Angebotsgestaltung eine sensible und realitätsnahe Praxis greifen kann.

Für die Grundhaltung der Pädagogin heißt das: Reflexion der eigenen Denk- und Deutungsmuster, Wissen um Geschlecht als Differenzkategorie nicht als ein fertiges Paket, sondern als Haltung zu etablieren.

Ebenso gehört ein verbundenes Misstrauen gegenüber etablierter Theorie, politisch fragwürdigen Bedingungen des Aufwachsens oder einer kritischen Jugendarbeit zu einer Haltung dekonstruktiver Pädagogik. Das Wissen um die Konstruiertheit von Geschlecht, Lebensbedingungen, Theorie und Mythos auf verschiedenen Ebenen verantwortlichen Arbeitens mit Heranwachsenden – nämlich in Bezug auf Gesellschaft, Subjekt und die eigenen Person - sowie um das eigenen Nicht-Wissen-Können ist in seiner Ambivalenz konstitutiv für einen sensiblen Umgang mit der Fragilität dieser Konstruiertheit.

Das Fundament einer dekonstruktiven Pädagogik besteht nicht aus dem Verständnis des Subjekts als geschlechtlich determiniertem Individuum. Subjektivität als Dialog und Anerkennung der Differenz kennzeichnen eine dekonstruktive Haltung, mit der sich eine Pädagogik gestalten lässt, ohne besser wissen zu müssen, was das Richtige ist.

## Literatur

Baacke, Dieter; Volkmer, Ingrid; Dollase, Rainer; Dresing, Uschi  
**Jugend und Mode**  
Opladen 1988

Büsser, Martin; Behrens, Roger; Neumann, Jens; Plesch, Tine;  
Ullmaier, Johannes  
**testcard #8: Gender - Geschlechterverhältnisse im Pop**  
Mainz 2000

Brück, Brigitte; Kahlert, Heike; Krüll, Marianne; Milz, Helga; Osterland,  
Astrid; Wegehaupt-Schneider, Ingeborg  
**Feministische Soziologie**  
Frankfurt/M 1992

Baldauf, Anette; Weingartner, Katharina (Hrsg.)  
**Lips, Tits, Hits, Power? - Popkultur und Feminismus**  
Bozen 1998

Beinzger, Dagmar; Eder, Sabine; Luca, Renate; Röllecke, Renate  
(Hrsg.)  
**Im Wyberspace - Mädchen und Frauen in der Medienlandschaft**  
Bielefeld 1998

Benard, Cheryl; Schlaffer, Edith  
**Let's kill Barbie**  
München 1997

Bilden, Helga  
**Geschlechtsspezifische Sozialisation**  
in:  
Hurrelmann, Klaus/Ulich, Dieter: **Handbuch der Sozialpsychologie**,  
Weinheim, 1989

Butler, Judith  
**Das Unbehagen der Geschlechter**  
Frankfurt/M 1991

Charlton, Michael  
**Medienrezeption und Identitätsbildung**  
Tübingen 1990

Culler, Jonathan  
**Dekonstruktion**  
Hamburg 1999

Dannenbeck, Clemens; Eißner, Felicitas; Lösch, Hans  
**Herkunft erzählt - Befunde über Zugehörigkeiten Jugendlicher**  
Münster 1999

Deleuze, Gilles  
**Foucault**  
Frankfurt/M 1987

Engelmann, Jan  
**Der Foucault-Reader - Diskurs und Medien**  
Berlin 1998

Epstein, Jonathon  
**Youth Culture**  
Malden, Massachusetts 1998

Eichhorn, Cornelia; Grimm, Sabine  
**Gender Killer**  
Berlin 1995

Ferchhoff, Wilfried  
**Jugend und Postmoderne**  
München 1989

Fink-Eitel, Hinrich  
**Michel Foucault**  
Hamburg 1997

Fischer, Hans Rudi (Hrsg.)  
**Die Wirklichkeit des Konstruktivismus**  
Heidelberg 1995

Flaake, Karin  
**Geschlechterverhältnisse, geschlechtsspezifische Identität und Adoleszenz**  
in:  
**Zeitschrift für Sozialisationsforschung**, 10. Jahrgang, Heft 1, 1990,  
S. 2 - 13

Flick, Uwe; von Kardoff, Ernst; Keupp, Heiner; von Rosenstiel, Lutz;  
Wolff, Stefan  
**Handbuch qualitative Sozialforschung**  
Weinheim 1995

Foucault, Michel  
**Die Ordnung des Diskurses**  
Frankfurt/M 1991

Foucault, Michel  
**Der Gebrauch der Lüste**  
Frankfurt/M 1986

Foucault, Michel  
**Archäologie des Wissens**  
Frankfurt/M 1983

Foucault, Michel  
**Überwachen und Strafen**  
Frankfurt/M 1976

Foucault, Michel  
**Der Wille zum Wissen**  
Frankfurt/M 1977

Fritzsche, Bettina; Hartmann, Jutte; Schmidt, Andrea; Tervooren,  
Anja

**Dekonstruktive Pädagogik**

Opladen 2001

Gerhard, Birgit Margret

**Gender(De)Konstruktionen**

Zürich 1995

Geulen, Dieter

**Die historische Entwicklung sozialisationstheoretischer Ansätze**

in:

Hurrelmann, Klaus/Ulich, Dieter:

**Handbuch der Sozialpsychologie**, Weinheim, 1989

Glücks, Elisabeth; Ottemeier-Glücks, Franz-Gerd

**Geschlechtsbezogene Pädagogik**

Münster 1994

Hagemann-White, Carol

**Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen?**

in:

**Feministische Studien** 2/93, S.68 - 78

Hagemann-White, Carol

**Sozialisation: weiblich - männlich**

Opladen 1984

Hauskeller, Christine

**Das paradoxe Subjekt**

Tübingen 2000

Habermas, Jürgen

**Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus**

Frankfurt/M 1976

Heller, Agnes

**Ist die Moderne lebensfähig?**

Wien 1995

Krüger, Helga

**Alltag und Biografie von Mädchen**

Opladen 1984

Kemper, Peter; Langhoff, Thomas; Sonnenschein, Ulrich

**"but I like it"**

Stuttgart 1998

Keuneke, Susanne

**Geschlechtserwerb und Medienrezeption**

Opladen 2000

Klees, Renate; Marburger, Helga; Schumacher, Michaela

**Praxishandbuch für die Jugendarbeit, Tl.1, Mädchenarbeit**

Weinheim 1989

Lemmermöhle, Doris; Fischer, Dietlind; Klika, Dorle; Schlüter, Anne

**Lesarten des Geschlechts**

Opladen 2000

Leu, Hans Rudolf; Krappmann, Lothar  
**Zwischen Autonomie und Verbundenheit**  
Frankfurt/M 1999

Maihofer, Andrea  
**Geschlecht als Existenzweise**  
Frankfurt/M 1995

Möhlke, Gabriele  
**Feministische Mädchenarbeit: gegen den Strom**  
Münster 1995

Meyer, Eric  
**Die Techno-Szene**  
Opladen 2000

Maihofer, Andrea  
**Geschlecht als Existenzweise**  
Frankfurt/M 1995

Münker, Stefan; Roesler, Alexander  
**Poststrukturalismus**  
Stuttgart 2000

Prenzel, Annedore  
**Pädagogik der Vielfalt**  
Opladen 1993

Raab, Heike  
**Foucault und der feministische Poststrukturalismus**  
Dortmund 1998

Rose, Lotte  
**Mädchenarbeit und Jungenarbeit in der Risikogesellschaft**  
In:  
**neue praxis** 3/2000, S.240 - 253

Scheu, Ursula  
**Wir werden nicht als Mädchen geboren**  
Frankfurt 1998

Schäfer, Thomas  
**Reflektierte Vernunft**  
Frankfurt/M 1995

Stauber, Barbara  
**Starke Mädchen - kein Problem?**  
in:  
**beiträge zur feministischen theorie und praxis**, nr. 51/99, S.53 -  
64

Stäheli, Urs  
**Poststrukturalistische Soziologien**  
Bielefeld, 2000

Schmerl, Christiane  
**Sozialisation und Persönlichkeit**  
Stuttgart 1978

Trömel-Plötz, Senta (Hrsg.)  
**Gewalt durch Sprache**  
Frankfurt/M 1988

Tillmann, Klaus-Jürgen  
**Sozialisationstheorie**  
Hamburg 1989

Tillmann, Klaus-Jürgen  
**Jugend weiblich- Jugend männlich**  
Opladen 1992

Thies, Wiltrud; Röhner, Charlotte  
**Erziehungsziel Geschlechterdemokratie**  
Weinheim 2000

Tietjen, Sabine  
**Girlies - eine lachende Revolte?**  
in:  
Czurda, Elfriede (Hrsg.)  
**Mädchenmuster - Mustermädchen**  
Tübingen 1996

Vinken, Barbara (Hrsg.)  
**Dekonstruktiver Feminismus**  
Frankfurt/M 1992

Weedon, Chris  
**Wissen und Erfahrung**  
Zürich 1990

Zötsch, Claudia  
**Powergirls und Drachenmädchen**  
Münster 1999

